

DIE OSTSCHWEIZ

N° 04/22



Nix ab der Stange

Textilhandwerk neu interpretiert. Das kleine, aber feine Universum von Karin Bischoff und Kathrin Baumberger.

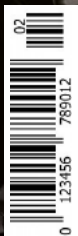
Ausserdem:

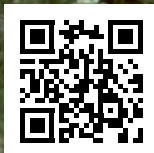
Wo Architekt Carlos Martinez mehr Mut fordert.
Schmobi-CEO Peter Breitenmoser setzt auf Optimismus.
Gärtner Martin Frick orientiert sich an Kolumbus.
Uniprofessor Leo Brecht über Risikofreudigkeit.

Und:

Kein Stillstand bei «Die Ostschweiz». Was bei uns ansteht.

CHF 12.-
EUR 12.-





**JETZT
BUCHEN!**

UNSERE STADTFÜHRUNGEN SIND
DIE BESTE ART, DIE GEHEIMNISSE
ST.GALLENS ZU ENTDECKEN!

st.gallen-bodensee.ch/fuehrungen

Wir nehmen Sie mit. Zeigen Ihnen Lust und Sünde St.Gallens, entführen Sie in das 16. Jahrhundert, lassen Treppen sprechen und stossen mit Ihnen an: Auf die mitreissendsten Geschichten der St.Gallen-Bodensee Region! Kommen Sie jetzt mit auf Entdeckungsreise.

Buchung und weitere Informationen

St.Gallen-Bodensee Tourismus
Bankgasse 9, CH-9001 St.Gallen
T +41 71 227 37 37
tours@st.gallen-bodensee.ch
www.st.gallen-bodensee.ch


St.GallenBodensee
entdecken erleben wissen



«Die Ostschweiz» stellt Weichen auf Zukunft

Liebe Leserin, lieber Leser

Mitte August haben wir seitens der Ostschweizer Medien AG mitgeteilt, dass sich «Die Ostschweiz» künftig mit ihren Online- und Print-Publikationen noch stärker als inspirierendes, kritisches, aber auch unterhaltsames und überraschendes Schaufenster für die Region positionieren will. Inhaltlich sollen dabei Ostschweizer Menschen, Meinungen und Hintergründe noch konsequenter in den Fokus gestellt werden.

Um diese Zielsetzung zu erreichen, haben wir unser Redaktionskonzept und unsere personellen Strukturen angepasst. Dies war nicht zuletzt dem Umstand geschuldet, dass unser bisheriger Chefredaktor Stefan Millius sich künftig auf seine freien publizistischen Tätigkeiten konzentrieren will und uns auf Ende Oktober verlässt. Neu übernimmt Verleger Marcel Baumgartner die Redaktionsleitung. In der Verlagsleitung wird er neu von Mario Stäheli unterstützt, der in der Funktion als Verkaufsleiter neu auch Mitglied der Geschäftsleitung wird.

«Die Ostschweiz» wird auch in den neuen Strukturen eine kritische Stimme bleiben, die sich aber noch stärker einbringen und noch vielfältiger werden will. Dazu leisten unsere zahlreichen Gastautorinnen und -autoren einen wichtigen Beitrag. Mit ihren Kommentaren zu unterschiedlichsten Themen sorgen sie für wichtige Denkanstösse, aber auch für Tiefe, Emotionen und Unterhaltung. Wir sind bestrebt, das Autorinnen- und Autorenteam laufend zu erweitern und laden auch Sie gerne dazu ein, mit an Bord zu kommen. Bei Interesse freuen wir uns auf Ihre Kontaktaufnahme via baumgartner@dieostschweiz.ch, damit wir gemeinsam über eine mögliche Zusammenarbeit sprechen können.

Nun aber wünsche ich Ihnen viel Spass mit unserem bereits
15. Ostschweiz-Magazin.

Peter Weigelt
Verwaltungsratspräsident
Ostschweizer Medien AG

*Wenn Sie neu auf uns gestossen
sind und keine Ausgabe verpassen
wollen, dann abonnieren Sie unser
Magazin unter abo@dieostschweiz.ch
oder per Telefon unter 071 221 20 90.*

*Am schnellsten geht es online:
www.ostschweizermedien.ch/angebote*



Herausgeber, Redaktion und Verlag:

«Die Ostschweiz»
Ostschweizer Medien AG
Marktgasse 14
9000 St. Gallen

T. +41 71 221 20 90
info@dieostschweiz.ch
www.dieostschweiz.ch

Verlags- und Redaktionsleitung: Marcel Baumgartner, baumgartner@dieostschweiz.ch
Anzeigenleitung: Martin Schwizer, schwizer@dieostschweiz.ch | **Marketingservice:** Katja Zambelli, zambelli@dieostschweiz.ch | **Redaktion:** Stefan Millius, Michel Bossart, Manuela Bruhin, Denise Bächler | **Autoren:** Hansjörg Hinrichs, Silja Munz, David Hugi, Andreas Felder, Michael Steiner, Nathalie Schoch, Claudia Hutter, Andy Givel, Urs Oskar Keller, Lea Müller, Lea Tuttlies, Sarah Roth, Ralph Weibel | **Fotografie:** Bodo Rüedi | **Korrektorat:** Galledia Print AG | **Aboverwaltung:** KünzlerBachmann Verlag AG, abo@dieostschweiz.ch, Abopreis: CHF 69.– für 6 Ausgaben | **Erscheinung:** «Die Ostschweiz» erscheint 6 Mal jährlich mit Ausgaben April, Mai, Juli, August, Oktober, Dezember | **Gestaltung/Satz:** Ammarkt AG, St. Gallen | **Produktion:** Galledia Print AG, Flawil

Bschorle

Der pure Durstlöcher mit dem Saft von 28 Apfel- und Birnensorten aus der Region Oberegg und alkoholfreiem Appenzeller Bier.

APPENZELER BIER

PP Autotreff AG

ETRIX
E-MOTOS

Erweiterung Mobilitäts-Angebot bei PP Autotreff AG

ETRIX ist der Ansprechpartner, wenn es um hochwertige Elektroroller geht: leise, schnell, emissionslos und nahezu wartungsfrei flitzen die Elektroroller über die Strassen. Und weil die Mobilität immer wichtiger ist, haben wir uns entschieden, die Flitzer von ETRIX neu ebenfalls anzubieten – und das sozusagen exklusiv in der Ostschweiz.

Erleben Sie die Modelle der Marken Silence und Ecooter auf einer unverbindlichen Probefahrt. Wir freuen uns auf Sie!

PP Autotreff | Arbonerstrasse 14 | 9300 Wittenbach SG | T +41 71 292 32 00 | info@ppautotreff.ch | www.ppautotreff.ch

Inhalt

04/22

Die Ostschweiz

- 8 Wie wir bei uns die Weichen für die Zukunft stellen.

KMU-Insider

- 12 **Carlos Martinez.**
Was und die Zukunft
«aufzwingt».



- 16 Karin Bischoff und Kathrin Baumberger. Weniger ist mehr.

- 20 Fisba-CEO Markus Hersche über die aktuelle Krise.

- 22 Die Rynag AG kennt keinen Fachkräftemangel.

- 25 **TKB-CEO**
Thomas Koller über
Pioniergeist.



Mehr Infos via QR-Code

Sie finden in diesem Magazin bei mehreren Artikeln QR-Codes, die Sie zu weiteren Infos führen. Hinweis: Bei neueren Handys einfach Kamera aktivieren und auf dem QR-Code platzieren. Die meisten Zusatzinfos finden Sie zudem auf www.dieostschweiz.ch unter dem Menüpunkt «Magazin».



- 26 Ist ein Optimist: Schmobi-CEO Peter Breitenmoser.

- 31 Erklärt den Weg zum Erfolg: Heiner Kreis.

- 36 Womit Markus Beeli die Zukunft vorlebt.

- 39 **Gärtner Markus Frick**
stellt die Frage
«Was wäre, wenn...».

- 46 Uni-Professor Leo Brecht über Druck und Innovationen.

Menschen

- 50 Wenn die Kinder nicht mehr zurückkehren ...

- 53 Das Leben des Alex Schneider in Buchform.

- 56 Die Stimme der Konfessionslosen.

- 60 **Zu Besuch in einer**
Eulen-Aufzucht.

- 63 Hinter den Kulissen der «Typorama».

Meinungen/Kolumnen

- 6 Hansjörg Hinrichs widmet sich dem «Göttlichen Gut».

- 24 **Andreas Felder**
und der Pitch.

- 24 **Michael Steiner.**
Ausgeträumt in Europa.

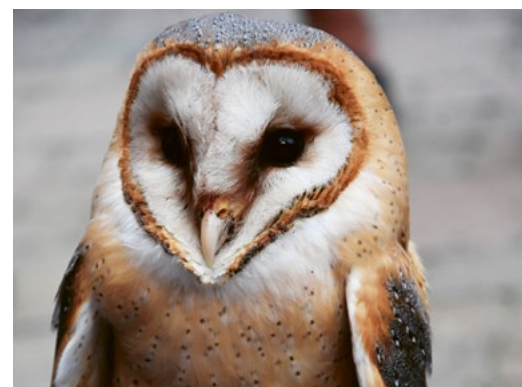


- 58 Andy Givel und die liegende Acht.

- 58 Im Autobau:
Zu Ehren einer Legende.

- 64 Die junge Ostschweiz über Meinungen, Privilegierte und die kranke Gesellschaft.

- 66 «Was niemand mehr braucht, sind Satiriker», sagt Satiriker Ralph Weibel.





Göttliches Gut

Reiskörner auf der Stirn von Ketut. Er wohnt tief im Osten von Bali, dort wo Touristen kaum hinkommen, dort wo die Welt bis heute die ganz eigene Welt der Balinesen ist. Ihre Dörfer scheinen im sattgrünen Meer kunstvoll angelegter Reisfelder schier zu ertrinken. Über ihnen erhebt sich mit 3142 Metern der Sitz der balinesischen Götter, der aktive Vulkan Gunung Agung. Seit eh und je grollt er mit mächtigen Erdbeben und gewaltigen Ausbrüchen. 1963 bis 1964 mit den stärksten Eruptionen des 20. Jahrhunderts, verheerenden Landschäden und über 1000

Toten; am 25. November 2017 mit einem Aschenauswurf, der den gesamten Flugverkehr blockierte und rund 60 000 Passagiere auf dem Flughafen Denpasar stranden liess.

«Wo Sonne und Mond scheinen, wo sich der Vulkan erhebt und Wasser auf seinen Flanken hinunterfließt, da sind auch die Götter, welche die Menschen segnen.» So lautet ein Satz aus der Religionslehre, welche die Geborgenheit der Balinesen in ihrem Lebensraum, ihrem Glauben und ihrer Spiritualität ausdrückt – ein Religionsverständnis, das von der Dualität guter und

schlechter Energien geprägt ist. Sie zeigen sich im Wirken einer Vielzahl von Göttern, denen mit unzähligen Zeremonien, Opfern und Ritualen gehuldigt wird, um ein gutes Gleichgewicht zwischen Gut und Böse, Rein und Unrein zu setzen; um Gefahren abzuwehren, den Fortbestand der Familie zu sichern und Nahrung zu gewinnen.

Auf Bali reifen Jahr für Jahr über zehn Millionen Tonnen Reis – eine Menge, die nach alter Sitte im Nassanbau von Hand gesetzt, gepflegt und geerntet wird. Eine Knochenarbeit, meist mit gebeugtem Rücken



und den Füßen im Schlamm, oft unter sengender Tropensonne. Dennoch prägen Respekt und Achtsamkeit alles Tun, weil die Pflanze als Geschenk der Reisgöttin Dewi Sri gilt. Ihr wird gehuldigt, rund um die Uhr und fast überall: an Strassenrändern, in den Dörfern, auf Feldern und in Tempeln. Mit dabei sind die Balinesen von Kindsbeinen an. Auch Ketut, der seine Mutter zu einer Zeremonie begleitet.

Hansjörg Hinrichs, Fotojournalist und Expeditionsleiter, bereist von seinem Wohnort Appenzell aus den Südpazifik und dessen Randgebiete seit über 30 Jahren. Als Impulsreferent zeigt er auf, was nicht nur Manager von Urvölkern lernen können.

Sein Unternehmen PACIFIC SOCIETY bietet exklusive Erlebnisprojekte in der Südsee an.

www.pacificsociety.ch



Sämtliche Kolumnen von Hansjörg Hinrichs finden Sie hier:



«Die Ostschweiz» stellt die Weichen für die Zukunft

Die vor vier Jahren lancierte Plattform «Die Ostschweiz» will mit einem angepassten Redaktionskonzept und angepassten personellen Strukturen neue Akzente setzen. Der bisherige Chefredaktor Stefan Millius konzentriert sich künftig auf seine freie publizistische Tätigkeit und verlässt auf Ende Oktober die Ostschweizer Medien AG. Neu übernimmt Verleger Marcel Baumgartner, der zusammen mit Mario Stäheli ab September die Geschäftsleitung bildet, die Redaktionsleitung.

Neu aufgebaut wird unter dem Label «KMU-Insider» ein Wirtschaftsgefäss, das die vielfältigen Themen der KMU-Landschaft auf eine spannende und emotionale Art und Weise abhandelt.

Die im April 2018 neu lancierte Plattform «Die Ostschweiz» hat sich in den vergangenen Jahren stark entwickelt. Verwaltungsrat und Geschäftsleitung der Ostschweizer Medien AG als Herausgeberin von «Die Ostschweiz» haben sich in den vergangenen Monaten intensiv mit der Weiterentwicklung und der künftigen Ausrichtung der Plattform befasst. Unter Berücksichtigung der vorhandenen Ressourcen und mit Blick auf die sich laufend wandelnde Medienlandschaft wurden eine klare Wachstumsstrategie festgelegt und dazu bereits erste Massnahmen umgesetzt.

«Die Ostschweiz» möchte sich künftig mit ihrer Online- und Printpublikation noch stärker als inspirierendes, kritisches, aber auch unterhaltsames und überraschendes Schaufenster für die Region positionieren. Inhaltlich sollen Menschen, Meinungen und Hintergründe in den Fokus gestellt werden.

Geschäftstätigkeit wird weiter ausgebaut

Integriert in dieses Konzept werden auch die neu akquirierten Unternehmenseinheiten wie der Onlineshop buch-schweiz.ch und die

lokale Newsplattform hallowil.ch. Neu aufgebaut wird unter dem Label «KMU-Insider» ein Wirtschaftsgefäss, das die vielfältigen Themen der KMU-Landschaft auf eine spannende und emotionale Art und Weise abhandelt.

Im Zuge der neuen Positionierung wurden vom VR und von der GL auch die notwendigen Ressourcen in den verschiedenen Sparten beleuchtet. Da sich der bisherige Chefredaktor Stefan Millius künftig wieder stärker auf seine zahlreichen publizistischen Projekte und Tätigkeiten als Freischaffender (unter anderem beim «Nebenspalter» und bei der «Weltwoche») konzentrieren will, hat man sich im gegenseitigen Einvernehmen darauf geeinigt, dass Stefan Millius per Ende Oktober offiziell aus dem Unternehmen austritt und ab dann nur noch mandatsbezogen und in der Funktion als freier Mitarbeiter für «Die Ostschweiz» tätig sein wird.

Dazu Stefan Millius: «Der Verwaltungsrat bringt meinem Wunsch, mich wieder vermehrt meiner publizistischen Tätigkeit zuwenden zu können, Verständnis entgegen. Persönlich bin ich froh, dass ich künftig von Koordinations- und Führungsaufgaben befreit bin und mich wieder voll und ganz auf das Schreiben und publizistische Projekte konzentrieren kann. Als freier Autor stehe ich der von mir mitgegründeten Ostschweizer Medien AG bei Bedarf gerne weiter zur Verfügung.»



Der neue Verkaufsleiter Mario Stäheli (links) zusammen mit Redaktionsleiter Marcel Baumgartner.

Vertrieb wird personell gestärkt

Die Leitung der Redaktion wird vom bisherigen Verlagsleiter und Mitgründer Marcel Baumgartner übernommen. «Ich bedaure es, dass Stefan Millius künftig nicht mehr zum Kernteam von «Die Ostschweiz» gehören wird. Er hat massgeblich dazu beigetragen, dass die Publikation in den vergangenen Jahren an Bekanntheit und Ausstrahlung gewonnen hat», so Baumgartner. «Was nun folgt, ist kein Neustart, sondern eine Fokussierung auf die vorhandenen Qualitäten der Plattform. Unser Ziel ist es, sie als vielfältige, inspirierende, unterhaltsame, aber auch kritische Stimme in der hiesigen Medienlandschaft noch besser zu positionieren.»

In der Verlagsleitung wird Marcel Baumgartner neu von Mario Stäheli unterstützt, der in der Funktion als Verkaufsleiter neu auch Mitglied der Geschäftsleitung wird. Stäheli war über 12 Jahre als Geschäftsführer der St.Galler, Gossauer und Herisauer Nachrichten tätig und hat die Lokalzeitungen positiv weiterentwickelt. Nach rund 2-jähriger Branchenabwesenheit kehrt er wieder in die Medien zurück.

Stäheli reizt an seiner künftigen Tätigkeit, das vorhandene Potenzial der Marke «Die Ostschweiz» noch breiter auszuschöpfen und zu verankern: «In Zusammenarbeit mit den unzähligen innovativen Unternehmungen und Institutionen in der Ostschweiz können wir sicherlich

noch einiges bewegen und für unsere Partner echten Mehrwert schaffen.»

«Die Ostschweiz» wird seit April 2018 unter www.dieostschweiz.ch online publiziert. Seit 2020 erscheint zudem sechs Mal jährlich ein hochwertiges Printmagazin unter dem Label «Die Ostschweiz», das auch im Abo erhältlich ist.



Stefan Millius konzentriert sich künftig auf seine freie publizistische Tätigkeit.

Das visionärste Weingut der Schweiz



Das Bioweingut von Roland und Karin Lenz mit Sitz in Uesslingen wurde jüngst von der Weinzeitschrift «Vinum» ausgezeichnet. Ihr Schaffen vergleichen die beiden mit extremem Ausdauersport. Was aber ist entscheidend, um einen wirklich exquisiten Wein zu produzieren?

Für Roland Lenz ist die Antwort klar: «100% des Qualitätspotenziales eines Weines liegen im Weingarten. Gelingt es uns, gesunde und reife Trauben zu erzeugen, und gelingt es uns, dieses perfekte Traubengut während der Vinifikation richtig zu verwalten, entstehen einzigartige Jahrgangsunikate...»

Weitere Einblicke in seine Arbeit und in die Herstellung von edlen Tropfen gewährt Lenz im Interview mit «Die Ostschweiz».



Interview mit Roland Lenz.
Hier erfahren Sie mehr
über das Weingut Lenz:

Schwerpunkt KMU-Insider

Mehr Infos unter
www.kmu-insider.ch

12 Realisierer Carlos Martinez.

16 Zu Besuch bei Karin Bischoff und
Kathrin Baumberger.

20 Stellt sich der Herausforderung:
Markus Hersche.

25 Was Thomas Koller die Laune
vermiesen kann.

39 Martin Frick: Schenkt er seiner
Frau noch Blumen?

46 Wo Professor Leo Brecht
selbstkritisch sein muss.



«Raum frei» für wissensbasierte Jobs

Die einst blühende Textilmetropole St.Gallen verkommt immer mehr zur Verwaltungskrake. Es fehlt in St.Gallen an zentralen Lagen an attraktivem Raum für wissensbasierte Jobs aus dem Privatsektor.

Hier geht es zum
vollständigen Kommentar
von Remo Daguati:



«Ich bin ein Realisierer»



Er ist Architekt mit Leib und Seele. Und das nun doch schon seit einer geraumen Zeit. Entsprechend drückte er schon unzähligen Gebäuden seinen Stempel auf. Was aber treibt Carlos Martinez an? Was ist sein Stil? Und in welchen Bereichen müsste man in der Ostschweiz mutiger werden? Ein Gespräch über Design, Nachhaltigkeit und die Ursprünge der Carlos Martinez Architekten AG mit Sitz in Berneck und St.Gallen.

Interview: Marcel Baumgartner, Bilder: zVg.

Architekt Carlos Martinez:

«Unsere Region ist heute zweifellos das Silicon Valley der Schweiz.»

Carlos Martinez, Sie sind schon lange als Architekt tätig. Und Nachhaltigkeit ist eigentlich von jeher ein Bestandteil Ihrer Branche. Wann aber wurde das so richtig spürbar? Sei es durch neue Entwicklungen oder aber auch durch Druck aufgrund von neuen Vorschriften?

Nächstes Jahr feiern wir unser 30-Jahre-Jubiläum. Es ist eine lange Zeit, die schnell vorbeigegangen ist. Nachhaltigkeit in all ihren Facetten hat mich schon immer interessiert und hat auch die Branche immer schon beschäftigt. Sie ist in den letzten Jahren nur stärker in den Fokus unserer Gesellschaft gerückt worden. Persönlich bin ich der Meinung, dass wir Nachhaltigkeit zu eng denken.

Als wir 1992 begonnen haben, unser erstes Projekt zu planen, kam dies aus einem akuten Bedürfnis heraus. Wir wollten für uns und Freunde ein erschwingliches, gutes Einfamilienhaus bauen. Daraus entstand eine kleine Wohnsiedlung mit elf Reiheneinfamilienhäusern. Der Fokus lag nicht primär auf Nachhaltigkeit, aber ich behaupte, dass dieses Projekt sehr nachhaltig war.

Inwiefern?

Da wir Kosten sparen mussten, haben wir möglichst wenig Material verbaut. Wir haben ausschliesslich mit Handwerkern aus der Gegend gearbeitet und darauf geschaut, dass jeder möglichst wenige Male auf die Baustelle fahren musste. Wir haben bei der Konstruktion darauf geachtet, dass der Ablauf so geplant war, dass der Handwerker seine Arbeit jeweils in einem Arbeitsgang ausführen konnte. Nachhaltigkeit geht viel weiter, als gut zu dämmen und ohne fossile Brennstoffe zu heizen. Ein Gebäude ist besonders nachhaltig, wenn es gut und sehr lange genutzt werden kann. Wenn es transformiert werden kann und sich den Bedürfnissen des Benutzers anpasst. So schonen wir Ressourcen. Es ist nachhaltig, wenn es selbst Energie produziert und diese intelligent einsetzt. Wenn wir die richtigen Materialien gebrauchen und auf Transportwege achten, sind wir nachhaltig. Dass wir immer stärker dämmen und luftdicht bauen, das finde ich nicht unbedingt

«Nachhaltigkeit geht viel weiter, als gut zu dämmen und ohne fossile Brennstoffe zu heizen.»

sehr nachhaltig. Die Aufenthaltsqualität und Behaglichkeit in unseren Bauten dürfen wir nicht vernachlässigen.

Ich durfte dereinst selbst eine Lehre als Hochbauzeichner absolvieren und erinnere mich noch gut an die Massen an Reglementen, Bestimmungen und Vorschriften. Wird man als Architekt durch das Nachhaltigkeitsthema noch stärker in der kreativen Arbeit eingeengt?

Der Architektenberuf ist sehr vielschichtig und bearbeitet viele verschiedene Facetten und Aufgaben. Auch das liebe ich an meiner Tätigkeit: Wir haben mit Menschen, mit dem Ort und seinen Bedingungen, mit Technik und Material wie auch mit Vorschriften zu tun. Das hat mich schon seit meiner Hochbauzeichnerlehre fasziniert. All diese Bedürfnisse und Vorgaben

«Da braucht es Know-how, Kreativität wie auch Durchhaltewillen.»

zu einem Entwurf zu verschmelzen, das sehe ich als den kreativen Vorgang. Dieser dauert vom ersten Gedanken bis zur Fertigstellung des Gebäudes. Da braucht es Know-how, Kreativität wie auch Durchhaltewillen. Es ist heute so komplex, dass ich sehr glücklich bin, mit einem Team von sehr motivierten, positiven Menschen zusammenarbeiten zu dürfen, die meine Interessen und Wertvorstellungen teilen.

Nur so können wir die herausfordernden Aufgaben von heute bewältigen. Die Nachhaltigkeit ist dabei ein wichtiges Puzzlestück. Dieses gilt es, mit Hingabe zu integrieren. Die Kreativität findet immer einen Weg und eine Lösung.

Wer früher nachhaltig bauen wollte, musste dafür mehr bezahlen. Besteht auch heute noch ein Ungleichgewicht?

Es ist interessant, wie sich das Bauen in kurzer Zeit entwickelt hat. Ich behaupte, dass sich die Bautechnik in den letzten 20 Jahren bei uns in Europa stärker verändert hat als in den 100 Jahren zuvor. Wichtig ist dabei auch die Industrialisierung im Holzbau. Das hat mich schon als junger Architekt interessiert. Schon 1994 haben wir eine Siedlung in vorfabriziertem Holzbau erstellt. Damals gab es dafür viele Hürden. Wir waren die Ersten in der Schweiz, die eine «Brandmauer» in Holzbau erstellen konnten. Dies mussten wir erkämpfen. Wir liessen uns durch den Brandschutzbeamten des Kantons (der eine bekannte und spezielle Persönlichkeit war) nicht davon abbringen, das Haus industriell vorgefertigt in Holz zu bauen. Mithilfe der ETH Zürich und von spezialisierten Holzbauingenieuren aus Winterthur konnten wir beweisen,

dass Holz ein sehr gutes Brandverhalten hat und nicht einfach nur brennt. Es hat sich bei den Vorschriften viel getan und auch beim industriellen Holzbau. So kann man heute noch besser mit Holz arbeiten, und die Preise haben sich verändert. Wir haben schon früher die Häuser hin und zurück vorkalkuliert. Damals wussten wir, dass ein Gebäude, in Holz erstellt, etwa 10% teurer war als konventionell in Massivbauweise gebaut.

Heute kann man dies nicht mehr so sagen. Nachhaltig bauen ist nicht teurer als konventionell. Dazu haben auch die Vorschriften beigetragen. Diese machen das Bauen komplizierter und tragen allgemein zur Verteuerung bei.

Und mit welchen «Zusatzmodulen» kann man als Bauherr noch mehr für die Nachhaltigkeit tun?

Ich finde die Photovoltaik und die intelligente Nutzung der produzierten Energie eine interessante Möglichkeit. Wir planen aktuell für die Ingenieurgruppe IBG St.Gallen ein Gebäude, dessen gesamte Fassade aus Strom produzierenden Paneelen besteht.

Die Behörden und die Verteiltechnik sind bei der Nutzung der Photovoltaik noch stark entwicklungsbedürftig. Ich hoffe, dass wir auch bei der Lagerung der geschaffenen Energie vor Ort einen Schritt weiterkommen. Dies ist wichtig für die Nutzung der PV-Anlagen und für die individuelle Stromautonomie.

Die Zukunft wird uns weitere «Zusatzmodule» aufzwingen. Die Regenwassernutzung könnte aktuell werden. Weiter sollten wir mit raffinierten, einfachen Mitteln auf die Sonneneinstrahlung reagieren und vermehrt an den sommerlichen Wärmeschutz denken.

Welches Ihrer jüngsten Objekte nimmt bei diesem Thema eine Vorreiterrolle ein?

Mich haben immer schon sehr viele verschiedene Themen interessiert, deshalb ist auch unser Tätigkeitsfeld divers. Jede Aufgabe interessiert uns, ob klein oder gross, Industrie oder Wohnungsbau. In Buchs sind wir am Bau eines Mehrfamilienhauses mit einer Stampflehmfassade und einem sehr ökologischen Materialkonzept. Dieses Projekt hat uns stark herausgefordert. Das Bauen mit vorhandenem Aushubmaterial, verarbeitet als Aussenwand, ist eine sehr alte Technik, die wir neu anwenden dürfen.

Weiter war sicher der Bau des «Zauberhuts» für Knies Kinderzoo in Rapperswil interessant. Aus den Zielen der Nachhaltigkeit, Behaglichkeit und vor allem der schnellen Montage haben wir uns für einen repetitiven, vorkonfektionierten Holzbau entschieden. Aussen wollten wir



die Assoziation mit einer Tierhaut erzeugen und im Inneren wirkt die akustische Holzdecke wie ein Tuch, das schwerelos den Raum bildet und zum Träumen einlädt.

Auch beim Wettbewerbsbeitrag für den NTB Campus, wo wir einen Hochpunkt in Holzbau vorgeschlagen haben und mit der ökologischen Bauart gewonnen haben, wird ein Zeichen gesetzt.

Letztlich liegt es ja nicht nur am Architekten. Bis ein Haus fertiggestellt ist, ist eine Vielzahl von Spezialisten am Werk. Welche Bereiche sind hinsichtlich Nachhaltigkeit am meisten gefordert?

Alle sind gefordert. Es ist immer schon ein Zusammenspiel von Auftraggeber, Architekt und Spezialisten gewesen. Heute durch die Verdichtung der Komplexität sind alle noch stärker gefordert.

Gute, nachhaltige Architektur braucht gute, verantwortungsbewusste Besteller, wie auch dann Architekten und Fachplaner bis hin zu den ausführenden Firmen und Handwerkern. Das Team wird immer wichtiger, da die Herausforderungen unserer Zeit sich

nicht mehr durch einzelne Disziplinen lösen lassen. Das Zusammenspiel der einzelnen Zahnräder macht ein gutes Werk aus.

«Das Zusammenspiel der einzelnen Zahnräder macht ein gutes Werk aus.»

Ganz grundsätzlich und losgelöst vom Nachhaltigkeitsthema: Welcher Aspekt Ihrer Arbeit erfüllt Sie noch heute am meisten mit Freude?

Oh. Das hat sich seit der Lehre nicht geändert. Raum zu denken und zu organisieren hat mich schon immer fasziniert. Ich arbeite und

kommuniziere sehr gerne mit verschiedensten Menschen. Auch das hat nicht an Wichtigkeit abgenommen. Ich denke, der Entwurf wie auch gute Gespräche machen mir weiterhin Freude und erfüllen mich. Ich bin ein Realisierer und freue mich am gebauten Werk besonders, wenn die Nutzer sich wohl fühlen. Über viele Jahre hinweg.

Und auf welchen Bereich könnten Sie gut verzichten?

Manchmal könnte ich auf die Auseinandersetzung mit den Behörden verzichten, obwohl diese interessant und herausfordernd sein kann.

Andere Branchen klagen über Fachkräftemangel. Wie sieht das bei Ihnen aus? Hat der Beruf der Architektin bzw. des Architekten heute noch jene Faszination wie vor 20 Jahren?

Es ist ein wunderschöner Beruf, der aber streng sein kann. Der Architekt arbeitet lange und intensiv, bis er seine Ideen materialisiert sieht. Es ist jedoch immer noch ein sehr spannender Beruf. Der Fachkräftemangel beschäftigt uns alle, das ist ein generelles Phänomen unserer Zeit. Durch die speziellen Aufgaben, die wir bearbeiten, und den Teamgeist, den wir im Atelier haben, finden wir jedoch relativ gut Mitarbeiter.

Hilfreich bei der Personalsuche dürfte sicherlich auch ein renommierter Name sein. «Carlos Martinez» kennt man. Was hat die Marke zu dem gemacht, was sie heute ist? Was zeichnet sie aus?

Manager schreiben sich gerne Erfolg selbst zu und Misserfolge werden mit dem Umfeld und den Krisen begründet. Ich hatte sicher viel



Glück in meinem Leben. Jetzt, mit einem gewissen Alter, denke ich, dass es die Leidenschaft und die Freude am Leben und der Arbeit ist, die uns ausmacht. Wir arbeiten einfach gerne.

Ich war kürzlich in Hamburg und habe über die architektonische Vielfalt und auch über den architektonischen Mut gestaunt. Fehlt uns das hier ab und zu? Fehlt uns die Vielfalt? Fehlt uns der Mut?

Ja. Wir Ostschweizer stellen uns und unsere Leistungen gerne unter den Scheffel. Wien fühlt sich heute noch als Zentrum der K&K-

Monarchie. St.Gallen hatte eine direkte Zugverbindung nach Paris, die nicht in Zürich hielt. Das Rheintal hatte ein elektrisches Tram, als jenes der Bahnhofstrasse Zürich noch mit Pferden gezogen wurde. Unsere Region ist heute zweifellos das Silicon Valley der Schweiz und St.Gallen eine wunderbare, lebenswerte Stadt. Der Thurgau am Bodensee, das Rheintal oder auch das Appenzellerland gehören sicher zu den schönsten Regionen Europas.

Wir müssen mutiger sein und mehr wagen. Die Qualität wird von den Auftraggebern bestimmt und von ihrer Auswahl der Architekten.



A photograph of two women standing in a jewelry store. The woman on the left has short brown hair, wears glasses, a floral patterned top, and a pink braided bracelet. The woman on the right has short reddish-brown hair, wears an orange top, and large gold chain-link earrings. The background is filled with various pieces of jewelry, including necklaces, bracelets, and earrings, displayed on dark stands.

Weniger ist mehr. Viel mehr.

Das Textilhandwerk hat in der Ostschweiz eine lange Tradition. Für die Manufaktur ist es eine Herzenssache. Ich habe mich im Atelier umgeschaut und bin dabei in ein Universum textiler Kostbarkeiten eingetaucht. Ein Erlebnis, das nachwirkt in dieser schnelllebigen Zeit.

Text: Silja Munz, Bilder: Michel Gilgen, Scabal, Maya & Daniele

Es ist kurz nach acht an diesem Morgen, als ich die Manufaktur an der Bahnhofstrasse St. Gallen betrete. Im Atelier herrscht bereits emsiges Treiben: Ein Bügeleisen gleitet dampfend über feinen Chiffon. Nebenan rattern die Nähmaschinen, Textiles, wohin das Auge reicht. Mittendrin Karin Bischoff, die gerade mit ihrer Mitarbeiterin einen Änderungsauftrag bespricht. Der Umgang familiär freundlich, aber speditiv. Ich spüre sofort: Hier arbeitet ein eingespieltes Team. Karin Bischoff erledigt noch schnell ein Telefonat mit einem Stofflieferanten – «Sorry, aber da muss ich ran!» –, dann sitzen wir bei Espresso und reden. Sie sei sichtlich erleichtert, dass der Betrieb wieder Fahrt aufnehme. Die letzten Monate habe die Kundschaft nur zögerlich in Kleidung investiert. Das Geschäft der Massbekleidung sei sowieso ein Nischenmarkt. Mir wird bewusst, dass dieses wohl nur betreibt, wer eine gehörige Portion Mut und Hingabe mitbringt.

Seit rund 13 Jahren ist die Manufaktur eine feste Institution in St. Gallen. Die Inhaberinnen sind keine Unbekannten in der Branche. Karin Bischoff und Kathrin Baumberger haben sich auf Kleidung nach Mass spezialisiert. Zu

Zu ihnen kommt, wer bei Kleidung ab Stange nicht fündig oder nicht glücklich wird.

ihnen kommt, wer bei Kleidung ab Stange nicht fündig oder nicht glücklich wird. Die Manufaktur verarbeitet qualitativ hochstehende Stoffe und edle Stickereien regiona-

ler Textilunternehmen. Das hat ihren Preis. Dieser relativiert sich, sobald man weiss, wie viel Arbeit dahintersteckt. «Für ein Hochzeitskleid mit aufwendigen Details kommen locker 30 Stunden, für einem Blazer 25 Stunden zusammen, je nach Verarbeitung und Details», erklärt Bischoff. Unterstützung bekommt sie vom 7-köpfigen Team, darunter aktuell auch ein lernender Bekleidungsgestalter. Die Schneiderei, also doch «a gentlemen thing»?

Kleidung. Nicht als Zeitererscheinung, sondern als Ausdruck der Persönlichkeit.

Auch Kathrin Baumberger ist heute vor Ort. Normalerweise arbeitet sie im Theateratelier in Zürich, dem zweiten Standort. Dort entwirft und produziert sie Kostümbilder für Theater- und Musicalproduktionen. Und das sehr erfolgreich: Immer wieder werden ihre Kostümbilder für renommierte Branchenpreise nominiert. Ihre Augen fangen Feuer, während sie mir von ihrer Arbeit erzählt. Und von Produktionen, wo kurz vor Showstart Kostüme noch blitzgeändert oder notrepariert werden mussten. Gerne hätte ich noch länger ihren Anekdoten gelauscht, doch die Arbeit ruft. Gleich kommen die Jungs





von Bliss zur Anprobe ihrer Bühnenausfits. «Wir müssen die Outfits aufbügeln und bei einer Hose sitzt eine Naht noch nicht», sagt sie – und ist weg. Karin Bischoff erklärt mir, dass auch die männliche Kundschaft immer modeaffiner werde. Der Grossteil aber sei eher praktisch orientiert und schätze den Tragekomfort eines Anzugs oder die gutsitzende Hose, die sie bequem durch den Businessalltag begleite. Mit Scabal führt die Manufaktur ein Masskonfektionslabel, das genau diesem Lifestyle Rechnung trägt. Stoffe aussuchen, Details wählen, Mass nehmen und ab geht's in die Produktion.

Das Resultat ist eine Garderobe, die den Mann schon mit wenigen, aber vielseitig kombinierbaren Teilen adäquat durch jede Saison bringt.

Immer ein Zittermoment, selbst für eine Fachfrau wie sie.

Tradition, ohne dass Patina daran klebt.

Was mir besonders gefällt, ist das Angebot, das sich durch den ganzen Lebenszyklus eines Kleidungsstücks zieht: von der klassischen Schneiderei über die professionelle Textilreinigung bis hin zu Änderungen, wo man sich aus dem geliebten «alten» ein neues Lieblingsstück schneidern lässt. Der umweltbewusste Ansatz ist konsequent. Und mutig in einer Zeit, in der Fast Fashion noch immer – oder immer mehr? – Konsumstandard ist und sich die Textilindustrie mit einem gnadenlosen Preiskampf karnalisiert.

Auch Karin Bischoff muss weiter zum nächsten Termin. Eine Kundin wartet auf die finale Anprobe für ihr Hochzeitskleid. Immer ein Zittermoment, selbst für eine Fachfrau wie sie. «Es geht schliesslich nicht um irgendein Kleid, sondern um DAS Kleid. Da sind die Erwartungen hoch und diese wollen wir erfüllen», sagt sie. «Spätestens wenn die Kundin selbstbewusst und mit einem Lächeln aus der Anprobe schreitet, weiss ich: YES! Wir haben alles richtig gemacht!»

Die Manufaktur scheint vieles richtig zu machen, denke ich, während ich wieder draussen auf der Bahnhofstrasse stehe. Die zwei Stunden sind vergangen wie im Flug. In jedem einzelnen Moment habe ich die Liebe zum Handwerk gespürt. Dieser Laden wird nie einer für die Masse sein. Aber wieso eigentlich nicht? Wünschen wir uns nicht alle Produkte, die uns glücklich machen – am liebsten für immer? Einen Ort, wo nicht der schnelle Umsatz, sondern persönlicher Kontakt und individuelle Bedürfnisse im Vordergrund stehen? Die Manufaktur schafft es wirklich, das Ostschweizer Textilhandwerk als Kulturerbe lebendig zu gestalten. Zufrieden mit der Welt mache ich mich auf den Weg.



Zum Unternehmen

Das Schneiderhandwerk ist ihre Masche: Karin Bischoff, Grande Dame der Ostschweizer Textilindustrie, und Kathrin Baumberger, Kostümdesignerin mit internationalem Renommee. Gemeinsam führen sie die Manufaktur in St. Gallen und Zürich. Nach der Schneiderausbildung festigt Bischoff ihr Know-how mit einem Textiltechnikstudium und steigt im Familienbetrieb Bischoff Textil AG ein. Die Goldmedaille an den Berufsweltmeisterschaften WorldSkills 1997 setzt den Meilenstein ihrer Karriere. Sie engagiert sich als Berufsexpertin bei den WorldSkills, Präsidentin des Verbandes Swissmode und im Vorstand von St. Gallen-Bodensee Tourismus. Baumberger vertieft nach der Ausbildung zur Couture-Schneiderin ihr Wissen in den Studiengängen Modedesign und Schnitttechnik und macht sich mit ihren Kostümdesigns in der internationalen Bühnenszene einen Namen.

«Die aktuellste Krise ist immer die härteste...»

Die heutige FISBA AG zählt zu den führenden Anbietern in der Optikindustrie und beschäftigt über 300 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Welche Innovationen stecken aber hinter den Produkten? CEO Markus Hersche gewährt einen Einblick.

Interview: Marcel Baumgartner, Bild: zVg.

Markus Hersche, wo komme ich als «Normalbürger» am ehesten in Kontakt mit Ihren Produkten?

Als «Normalbürger» kommt man mit unseren Produkten eher wenig in Kontakt. Das liegt zum Teil daran, dass unsere optischen Systeme und Komponenten in Geräte und Maschinen eingebaut sind, die vor allem in der Medizin, Luftfahrt oder auch in industriellen Anwendungen vorkommen.

Zum Beispiel werden die optischen Komponenten in Endoskope verbaut, die in der Minimalinvasiven Chirurgie eingesetzt wird.

Des Weiteren stellen wir auch Mikrolinsen, sogenannte Fast Axis Collimator Lenses (FACs) her. Diese ermöglichen die Erzeugung hochwertiger Diodenausgangsstrahlen, also einen Laserstrahl. Diese werden dann in Maschinen eingebaut, die beispielsweise in der Laserbearbeitung zu finden sind.

Welcher Bereich bildet das Schwergewicht?

Wir sind sehr stark im Life-Science-Bereich. Von optischen Systemen und Linsen für den Endoskopiebereich bis hin zu Lasermodulen für die Forschung und Analyse im Laborequipment. FISBAs Kernkompetenz sind Mikrooptiken. Wir fertigen Mikrolinsen bis zu kleinsten Dimensionen von 0,3 mm Durchmesser. Das

macht die Produktion dieser Linsen so hochkomplex und erfordert sehr viel Expertise.

Die FISBA ist international tätig. Sind die unterschiedlichen Märkte hinsichtlich der Produkthanforderung homogen?

Nein, ganz im Gegenteil. Die Produkthanforderungen sind sehr heterogen und das macht die Produktion höchst anspruchsvoll.

Welcher Konkurrenzsituation sind sie ausgesetzt? Müssen Sie sich gegen Billiganbieter behaupten?

Ja, selbstverständlich, und das schafft man meist nur mit herausragender Qualität und Authentizität.

Wenn Sie auf die 60-jährige Unternehmensgeschichte zurückblicken, welches sind die wichtigsten Meilensteine, die die FISBA zu dem geformt haben, was sie heute ist?

Über 60 Jahre Firmengeschichte sind eine lange Zeit und natürlich haben wir hier sehr wichtige Meilensteine gehabt, die uns zu der Firma gemacht haben, die wir heute sind. 1957 wurde die Firma, noch unter einem anderen Namen (Altherr-Strietzel AG), als ein Unternehmen für optische Präzisionsinstrumente von Waldemar Strietzel, Christian Fischbacher senior und Henrich (Heni) Altherr gegründet.



CEO Markus Hersche:

*«Als ‹Normalbürger›
kommt man mit unseren
Produkten eher
wenig in Kontakt.»*

1958 erwirbt dann Christian Fischbacher senior sämtliche Gesellschaftsanteile und ändert den Namen in FISBA Optik AG.

Als FISBA im Jahre 1965 mit der Produktion von Mikrooptiken für die Endoskopie startete, war das der Auslöser für das enorme Wachstum der FISBA. Bis heute wird über die Hälfte des Umsatzes im Endoskopiebereich erwirtschaftet. In den 90er-Jahren begann dann die Internationalisierung der Firma mit einem Standort in Berlin, und später dann kamen noch die USA und China dazu. 2004 erschloss sich die FISBA ein weiteres Marktsegment mit sogenannten FAC-Linsen für die Kollimation von Hochleistungslaserdioden. Sicher zu den grossen Highlights der letzten Jahre gehört auch die 2012 eröffnete neue Produktion am Hauptsitz in St.Gallen mit einer Fläche von über 4400 qm. Heute zählt die FISBA über 360 Mitarbeiter weltweit an vier Standorten.

In sechs Jahrzehnten durchlebte die Wirtschaft nun schon so einige Krisen. Welche davon war für Ihr Unternehmen die härteste?

Die aktuellste Krise ist immer die härteste... Die zurzeit andauernde Krise, mit unfassbar vielen verschiedenen Faktoren, ist sicher eine der herausforderndsten der letzten Jahrzehnte. Aber nicht nur für uns, sondern bekanntlich für alle.

Aktuell herrscht in diversen Branchen ein massiver Mangel an Fachkräften. Wie sieht dies bei Ihnen aus? Und wie kann darauf reagiert werden?

Bei uns ist das auch ein grosses Thema. Aber die FISBA hat schon immer sehr stark in die Nachwuchsförderung investiert. Wir bilden in vier verschiedenen Berufen aus und haben über 25 Lernende im Unternehmen mit einer hohen Übernahmequote.

Mit welchen Herausforderungen haben Sie darüber hinaus aktuell zu kämpfen?

Ganz klar die weltweiten Lieferengpässe und natürlich die «Nachwehen» des langanhaltenden Lockdowns in China.

Mit Blick auf die Zukunft: Welches sind die weiteren Visionen für das Unternehmen?

Unser Geschäft weiter internationalisieren und weiter bedacht und unaufgeregt unseren Kurs nach vorne zu bewahren.

*«Die zurzeit andauernde
Krise, mit unfassbar vielen
verschiedenen Faktoren,
ist sicher eine der herausfor-
derndsten der letzten
Jahrzehnte.»*

«Mens sana in corpore sano»

Gesunde Mitarbeitende sind ein bestimmender Faktor für den Unternehmenserfolg. Ein unausgewogenes Verhältnis der Ressourcen und Belastungen am Arbeitsplatz kann die Gesundheit und die Motivation von Mitarbeitenden langfristig gefährden. Die Herstellerin von Verpackungs- und Klebefolienlösungen, die Rynag AG in Uzwil, beweist, dass ein nachhaltiges betriebliches Gesundheitsmanagement ein Instrument gegen den Fachkräftemangel im Wilden Osten sein kann.

Text: David Hugli, Bild: zVg.

Zwischen Uzwil und Henau, im Geschäftsquartier Brummoos, liegt die Rynag AG. Das Unternehmen ist weltweit eine Grösse, wenn es um Klebefolien- und Verpackungslösungen aller Art geht. Auf den «carry handle», den Transportgriff für Getränkeverpackungen, besitzt das Unternehmen seit 1994 das alleinige Patent. Im Jahr 1988 kam Peter Raymann durch ein Alltagsproblem auf diese bahnbrechende Erfindung, von der heute jährlich 60 Milliarden Meter in Uzwil produziert werden – ein Tragegriff, der 1500-mal um die Erde gehen würde. Eine bemerkenswerte Unternehmensgeschichte, die der heutige Inhaber Patric Raymann zu 99 Prozent seinen Mitarbeitenden zuschreibt, wie er nimmermüde betont.

Kaizen als Unternehmensphilosophie

In den einladenden Räumlichkeiten der Unternehmerfamilie Raymann ist alles blitzblank aufgeräumt, ohne Hektik mit höflichen Gesichtern. Hier und da stechen die ausgefallenen, ausschliesslich selbst entworfenen Arbeitserleichterungen ins Auge. Die vielen farbigen Markierungen in den Hallen werfen Fragen auf: «Wir arbeiten konsequent nach dem Kaizen Prinzip», lässt Firmeninhaber Patric Raymann verlauten. Zusammen mit seinem Verkaufsleiter

Patrik Schirinzi erklärt er, wie man nicht nur alle nicht notwendigen Verschwendungen reduziert, sondern eben auch Produktivität und Arbeitszufriedenheit erhöhen will. Denn nur eine Fachkraft, die nicht permanent überlastet ist, sei auch eine glückliche und gesunde. «Mir persönlich geht es um den aktiven Arbeitsschutz, um Erkennung psychosozialer Risiken wie Lärm, Stress oder Termindruck. Und schliesslich auch um die aktive Auseinandersetzung mit privaten und beruflichen Problemen.» Er möchte für die Mitarbeitenden da sein und verbringt möglichst viel Zeit in der Firma.

Helle Atmosphäre

Konkrete Instrumente für den Arbeitsschutz im Betrieb nennt er zuhauf. So beispielsweise den Palettenstapler gegen das mühsame Handheben von Holzpaletten, den selbst entworfenen Verpackungstisch, der auf ergonomischer Höhe eingerichtet ist, oder das ausgefeilte Bürokonzept. «Alle unsere Mitarbeitenden haben klimatisierte Einzelbüros, auch die Logistik- und Lagermitarbeitenden.» Man könne sich zurückziehen und mit modernsten und gesundheitsfördernden Geräten in heller Atmosphäre arbeiten. Die Mitarbeitenden würden in Anschaffungen direkt involviert, denn nur das Mitarbeiterfeedback



**Geschäftsführer und Inhaber Patric Raymann und
Gründer und Verwaltungsratspräsident Peter Raymann.**

ermögliche die bestmögliche Auswahl von Gütern. Dasselbe gilt bei Verbesserungen rund um den Gesundheitsschutz, bei der Fahrzeugflotte oder innovativen Beleuchtungskonzepten. «Das gibt im Unterbewusstsein ein anderes Arbeitsklima», sagt Raymann. Weil jeder zu spüren bekomme, dass seine Meinung gefragt sei.

Gesellschaftliche Aufgabe des KMU

Das Wort Fachkräftemangel kennt die Rynag nur vom Hörensagen. Keine Stelle war in der Vergangenheit mehr als drei Monate offen. Die neuen Mitarbeitenden, wenn sie dann mal gesucht werden, kommen oft wegen des Images – eben geschehen beim neuen Leiter Produktion. Man investiere permanent und spreche über die Erfolge – zum Beispiel in den sozialen Medien. Vereine in der Region bekommen Unterstützung

«Das Wort Fachkräftemangel kennt die Rynag nur vom Hörensagen.»

der Rynag und die Mitarbeitenden können Arbeitszeiten so wählen, dass ehrenamtliches Engagement möglich ist. «Als Unternehmen haben wir eine gesellschaftliche Aufgabe, die wir wahrnehmen wollen. Das führt zu langjährigen, loyalen Mitarbeitenden», ist sich Raymann sicher.

Region als Pluspunkt

Was er am Wilden Osten schätzt? Die Region sei einzigartig bzgl. Industrie- und Dienstleistungslandschaft, KMU können nicht nur dank Business Angels und Fremdkapital funktionieren. Aber auch das Individuum sei anders. «Die Menschen ticken anders, sind loyaler, offener, und der Zusammenhalt ist grösser.» Und dennoch sei man viel internationaler. Und am Ende des Gesprächs offenbart sich, dass ein gutes Klima – mit dem Mitarbeitenden im Zentrum – ein durchaus erfolgversprechendes Instrument gegen den Fachkräftemangel sein könnte.



Das ist ein Partnerbeitrag der Initiative «Wilder Osten». Weitere Infos unter:



Gerber: Der Werber lässt pitchen!

Gerber pitcht. Wieder einmal. Pitchen ist ja nicht nur das Kurzspiel beim Golf. Nein, nein, heute wird um fast alles gepitcht. Jungunternehmer pitchen mit ihrem Business Case um Investoren, kontakthungrige Damen pitchen am TV um den Bachelor, muskelbepackte Jünglinge um ihre Bachelorette und eben – Agenturen pitchen andauernd um fast jedes krümelgrosse Budget von potenziellen Kunden. Aber diesmal ist's anders:

Gerber lässt pitchen! Jawohl. Sollen sich die Auftraggeber doch mal ins Zeug legen, damit sie Gerbers Kooperation gewinnen; seine Genialität, seine Erfahrung, seine Kreativität und natürlich seine überaus wertvolle Zeit. Gerber lässt so richtig die Puppen tanzen.

Zwei Präsentationen hat er schon hinter sich. Da haben die Marketingmensen der zwei Unternehmen ihre Argumente vorgebracht, weshalb Gerber genau mit ihnen zusammenarbeiten soll. Richtig überzeugt hat ihn das nicht. Aber jetzt stehen ja noch zwei Präsentationen von zusammenarbeitwilligen Unternehmen an. Die hatten drei Wochen Zeit, um Gerbers 68-seitiges Briefing zu studieren und ihr Konzept, ihre Vorschläge für die Zusammenarbeit, Nutzenargumentation, Vertragsmodalitäten usw. zu erarbeiten. Und jetzt haben sie 30 Minuten Zeit, ihre 350 Stunden Vorbereitungsarbeit überzeugend zu präsentieren. 10 Minuten gibt Gerber ihnen dann noch für die Beantwortung seiner Fragen, macht total 40 Minuten. Zeitüberschreitung wird abgestraft mit schlechterer Beurteilung. So pitcht man heute! Jawohl.

Ist ein gutes Gefühl für Gerber. Richtig gut! Mal auf der anderen Seite sitzen, die überfreundlichen und beredten Marketingmensen ihre Pitch-Show abziehen zu lassen, weil sie unbedingt mit Gerber, dem Werber arbeiten möchten. Mit steinerner Miene lässt Gerber ihre 100-seitigen PowerPoints über sich ergehen. Da und dort vielleicht ein kurzes Nicken, um etwas Hoffnung bei den Präsentierenden auszulösen. Sich hin und wieder dem Handy und Laptop widmen, damit sie nicht meinen, sie hätten schon gewonnen. Um sich schliesslich nach 40 Minuten mit einem knappen «Danke, Herr... äh... Hugentobler, Sie hören nächste Woche von uns» zu verabschieden.

Gerade als Gerber zur Verabschiedung ansetzt, klopft ihm jemand auf die Schulter. Gerber schreckt von seinem Büronickerchen auf. «Cheef, Telefon für Sie! Hunziker AG fragt, ob wir an einem Pitch teilnehmen wollen.» Gerber ist verwirrt.

Wo... was...?!? Vorbei der süsse Traum, dass die Kunden um Gerber pitchten. Es läuft leider anders herum.

Andreas Felder
REMBRAND AG
www.rembrand.ch

Dr. Michael Steiner
Vorsitzender der Geschäftsleitung
acrevis Bank AG
michael.steiner@acrevis.ch

Ausgeträumt in Europa

Die europäische Vollkasko-Wohlstandsgesellschaft lebte die letzten Jahre im Überfluss: Geld zum Nulltarif, billige Energie und dauerverfügbare Güter. Und falls sich doch irgendwo dunkle Wolken zeigten, wehrten Notenbanken und Staaten diese mit Geldschwemmen und schuldenfinanzierten Massnahmenpaketen ab. «Wie lange kann das gut gehen?», fragte sich mancher Beobachter.

Faktoren wie Corona, der Ukraine-Krieg und gestörte Lieferketten liessen die Seifenblase dieser Illusion platzen. Der Traum hat ein Ende; langsam dämmert es, dass Geldschwemme, Schuldenwirtschaft und das unbegrenzte Verbrennen fossiler Brennstoffe langfristig eben doch ihren Preis haben. Und so steht Europa unvermittelt diversen Problemen gegenüber: Inflation, Schuldenberge, Arbeitskräfte- und drohender Energiemangel, fehlende Güter und Klimawandel konfrontieren den alten Kontinent mit dem an sich normalen Phänomen der Knappheit. Doch damit umzugehen hat Europa leider verlernt.

Um das Steuer herumzureissen, führt kein Weg an einschneidenden Massnahmen vorbei: So muss die Europäische Zentralbank die Geldmenge reduzieren, die Staaten Europas müssen ihre Ausgaben trotz steigender Militärbudgets zügeln und die höheren Energiepreise müssen von der Gesellschaft getragen werden. Auch wenn das niemand wirklich hören will und daher von vielen Politikern nicht laut ausgesprochen wird: In Europa kommt die Zeit des (bösen) Erwachens und der Erkenntnis, dass Schulden irgendwann zurückzuzahlen sind und erneuerbare Energien anhaltend höhere Energiepreise bedeuten.

Und in der Schweiz? Wir werden uns den schmerzhaften Auswirkungen dieser unvermeidlichen europäischen Rosskur zwar nicht ganz entziehen können. Dennoch können wir uns glücklich schätzen, in dieser Zeitenwende in der Schweiz zu leben, haben wir doch im Vergleich zu unseren Nachbarn zumindest eine unabhängigere Nationalbank und – dank einer schuldenbewussteren und weniger interventionistischen Politik – auch tiefere Staatsschulden.



«Unsere Bank war immer wieder Pionierin»

«Als Bank der Wirtschaft ist unsere Entwicklung eng mit der Thurgauer Volkswirtschaft verbunden», sagt Thomas Koller (*1969), Vorsitzender der Geschäftsleitung der Thurgauer Kantonalbank. Privat kann ihm etwas die Laune vermiesen, auf das er keinen Einfluss hat.



Interview: Marcel Baumgartner, Bild: zVg.

Thomas Koller, in drei kurzen Sätzen: Was zeichnet Ihr Unternehmen/Ihre Dienstleistung aus?

Seit über 150 Jahren ist die TKB verlässliche Bankpartnerin für Bevölkerung und Wirtschaft. Unser umfassendes Angebot deckt alle Bedürfnisse ab, und wir sind nah bei den Kundinnen und Kunden. Dank flacher Hierarchien und dezentraler Kompetenzen können wir schnell entscheiden.

Gab es in der Unternehmensgeschichte einen aus heutiger Sicht prägenden und sehr entscheidenden Meilenstein?

Stabilität und Kundennähe zeichnen die TKB seit über 150 Jahren aus. Unsere Bank war immer wieder Pionierin, so zählten wir zu den ersten Banken in der Schweiz mit einer E-Banking-Lösung. Die Ausgabe von Partizipationsscheinen und der damit verbundene Börsengang im Jahr 2014 haben unsere Verankerung in der Region noch verstärkt.

Welche allgemeinen Entwicklungen oder Marktveränderungen hatten oder haben einen wesentlichen Einfluss auf Ihr Unternehmen?

Veränderungen im wirtschaftlichen Umfeld prägen unseren Geschäftsverlauf stark. Als Bank der Wirtschaft ist unsere Entwicklung eng mit der Thurgauer Volkswirtschaft verbunden. Auch die Zinssituation hat einen grossen Einfluss auf unseren Geschäftsgang.

Welche Visionen oder Ziele verfolgen Sie? Und wie nahe sind Sie schon an der entsprechenden Realisation?

Wir wollen auch künftig das führende Bankinstitut im Thurgau sein, mit echter Kundennähe auf Augenhöhe und einem guten Mix von persönlicher Beratung und einem zeitgemässen Onlineangebot. Die TKB ist mehr als eine Bank; sie ist ein Stück Thurgauer Identität. Diese Rolle wollen wir weiter pflegen.

Welche unerledigten Pendenzen oder bevorstehenden Aufgaben können Ihnen mitunter das Wochenende vermiesen?

Das sind weniger Pendenzen, sondern schlechtes Wetter. Denn die Bewegung in der Natur gehört für mich zu einem gelungenen Wochenende. Natürlich gehe ich auch raus, wenn es regnet – doch bei trockenem Wetter macht es mehr Spass.



Das vollständige Interview können Sie hier lesen:

[Zum Unternehmen](#)

Mit 800 Mitarbeitenden und einer Bilanzsumme von über 30 Milliarden Franken zählt die Thurgauer Kantonalbank (TKB) zu den grösseren Banken der Schweiz. Das börsennotierte Finanzinstitut ist die Thurgauer Marktführerin und bietet umfassende Finanzdienstleistungen für Private, Firmen, Gewerbe und die öffentliche Hand. Haupteigentümer der 1871 gegründeten öffentlich-rechtlichen Anstalt ist der Kanton Thurgau. Den gesetzlich verankerten Leistungsauftrag für eine starke Wirtschaft nimmt die TKB verantwortungsvoll wahr. Sie zählt zu den grössten Arbeitgebern im Kanton, bildet zahlreiche Lernende aus und engagiert sich als Sponsorin und Mäzenin für Sport, Kultur und Gesellschaft im Thurgau. www.tkb.ch

«Mit Optimismus läuft vieles einfacher. Ich sehe das Glas halb voll»

Als «anspruchsvoll» bezeichnet Peter Breitenmoser, Geschäftsleiter und Verwaltungsratspräsident der Schmolz + Bickenbach Stahlcenter AG, die aktuelle Lage. Unternehmerisch ist man gefordert. Wie aber geht man mit dem Druck um? Und wie stark beeinflusst die Beschaffungskrise derzeit das Business?

Interview: Marcel Baumgartner, Bild: zVg.

Peter Breitenmoser, waren Ihre Arbeitstage in den vergangenen Wochen deutlich länger oder allenfalls eher kürzer?

Bis vor den Schulsommerferien war meine Agenda sehr gut gefüllt. Stark spürbar war vor allem der grosse Nachholbedarf von Anlässen, was schon den einen oder anderen Arbeitstag verlängerte. Die Treffen machten aber auch Freude. Kürzer waren die Arbeitstage wohl selten.

Stahlhart. Peter Breitenmoser.



Mit Blick auf die Beschaffungsengpässe in verschiedenen Sparten dürfte auch die Stahlhandelsbranche aktuell eher unberechenbar sein ... Was verursacht aktuell den grössten Stress bei Ihnen?

Von Stress spreche ich ungern (lacht dabei). Doch klar, die Beschaffungsmarktsituation ist zurzeit äusserst anspruchsvoll. Knappe Verfügbarkeiten, längere Lieferfristen, neue Energiezuschläge, Kostensteigerungen und Sanktionsmassnahmen stellen uns täglich vor neue Herausforderungen. Das spüren unsere Kunden in der Schweizer MEM-Industrie und wir gleichwohl.

«Knappe Verfügbarkeiten, längere Lieferfristen, neue Energiezuschläge, Kostensteigerungen und Sanktionsmassnahmen stellen uns täglich vor neue Herausforderungen.»

Und wie geht man persönlich damit um?

Braucht es mehr Auszeiten?

Muss man sich zum Optimismus zwingen?

Welches ist Ihre Strategie?

Sich Auszeiten zu nehmen, finde ich wichtig. Diese gönne ich mir auch. Es braucht einen gesunden Ausgleich zum Arbeitsalltag. Dazu kommt eine positive Lebenseinstellung, ob geschäftlich oder privat. Mit Optimismus läuft vieles einfacher. Ich sehe das Glas halb voll.

Welche Krise brachte bzw. bringt die grösseren Herausforderungen mit sich, Corona oder die aktuelle weltpolitische Lage?



Diese zwei Situationen möchte ich nicht gegeneinander werten. Die zwei Jahre Pandemie haben wir erfolgreich gemeistert und konnten unser Stahlcenter jederzeit offen halten. Mit unserer starken Teamorientierung freuen wir uns über die zurückgewonnene Nähe und die Gemeinschaft, im Team und auch mit unseren Kunden und Geschäftspartnern. Aktuell dürfen wir uns über eine gute Auftragslage freuen. Die aktuelle weltpolitische Lage ist aber stets auch ein Teil des Alltags, der Gedanken und Entscheidungen.

Braucht es in solchen Zeiten auch eine andere Art der Führung?

Führung ist stetig im Wandel. Als eine wichtige Führungsaufgabe sehe ich in der heutigen Zeit vor allem eine gute Kommunikation. Unser Team war, ist und bleibt stark gefordert. Doch genau in solchen Zeiten können wir uns mit unseren Leistungsversprechen Qualität, Geschwindigkeit und Partnerschaft auch beweisen.

Wurden in Ihrem Unternehmen massgebliche Veränderungen umgesetzt, die auch über die Krise hinaus noch Bestand haben werden?

2020 haben wir uns zusammen mit dem Kader intensiv mit der strategischen Unternehmensentwicklung auseinandergesetzt. Wir haben die Zeit genutzt und in mehreren Workshops eine erfolgsversprechende Strategie – wir nennen sie «Go4Goal» – entwickelt. Diese Goals setzen wir nun erfolgreich um.

Einige Unternehmen – insbesondere kleinere – haben ihre Reserven aufgebraucht. Ihnen droht das Aus, stellt sich nicht bald eine Normalisierung ein. Wie stark ist das Fundament Ihres Unternehmens?

Stahlhart (schmunzelt). Schmobi, mit vollem Namen Schmolz + Bickenbach Stahlcenter AG, ist ein wirtschaftlich autonomes KMU mit Sitz in Wil West (Industrie Bronschhofen). Unser 1959 gegründetes Unternehmen ist nach wie vor zu 100 Prozent im Familienbesitz der Nachkommen der zwei Gründerfamilien Schmolz und Bickenbach. Wir sind solid aufgestellt, am Markt stark positioniert und gut unterwegs.

Mussten gewisse Projekte oder Innovationen zurückgestellt werden?

Erfreulicherweise nicht. Als führender Stahldienstleister investieren wir nachhaltig in unsere moderne Infrastruktur, neuste Sägetechnologie und automatisierte Handlingsprozesse. Wir konnten eine energetische Gebäudesanierung realisieren und ein modernes Büroeinrichtungsprojekt umsetzen. Weiter haben wir gemeinsam mit den Technischen Betrieben Wil (TBW) eine Photovoltaikgrossanlage realisiert, die mit rund 850 Kilowatt-Peak (kWp) Leistung zu den grössten Produktionsstätten erneuerbarer Energie im Kanton St.Gallen gehört.

Kräftig investieren wir auch in die Digitalisierung. Mit unserem Stahlportal haben wir uns inzwischen auch im E-Commerce die Leader-

position im Schweizer Stahlhandel erarbeitet. Weiter bearbeiten wir seit Kurzem die per E-Mail als PDF eingehenden Bestellungen automatisiert. Dafür setzen wir virtuell auf unsere jüngste Fachkraft Kim, die künstlich intelligente Mitarbeiterin.

«Führung ist stetig im Wandel. Als eine wichtige Führungsaufgabe sehe ich in der heutigen Zeit vor allem eine gute Kommunikation.»

Seit 2015 sind Sie Geschäftsführer. Wie war es, die Führung eines Traditionsbetriebs zu übernehmen?

Eine Chance und Challenge zugleich. Zusammen mit Andreas Koch und Patrick Lenz sind wir am 1. Januar 2015 als dreiköpfige Geschäftsleitung gestartet und mussten uns schon in der zweiten Arbeitswoche der Herausforderung mit der Aufhebung der Euro-Franken-Untergrenze stellen. Uns als langjährigen Mitarbeitenden war von Anfang an bewusst, dass wir ein Traditionsunternehmen in einer traditionellen Branche nur durch Innovation und

Investitionen weiterbringen. Das haben wir mit unseren Entscheidungen in den letzten über sieben Jahren bewiesen. In der Doppelfunktion als Geschäftsführer und Verwaltungsratspräsident freut mich diese Entwicklung und macht mich sehr stolz auf unser Unternehmen.

Was waren in den vergangenen sieben Jahren die wichtigsten Meilensteine für Sie?

Da gibt's einige. Wichtige Meilensteine waren der eigenständige Marktauftritt unter dem Label «Schmobi», die Einführung der systematischen Kalkulation 2.0 als Basis für unsere heutigen Digitalisierungs- und Automatisierungsprojekte, die Lancierung unseres Stahlportals, das 60-jährige Firmenjubiläum sowie auch die bereits erwähnten jüngsten Bautätigkeiten und Innovationen. Dazu kommen viele langjährige und partnerschaftliche Kundenbeziehungen, das Vertrauen der Eigentümerfamilien in unsere Entscheidungen und nicht zuletzt die Zusammenarbeit mit einem passionierten Team.

Anzeige



Design, Handwerk und Herzblut.

Das sind die Zutaten, die unsere Küchen einzigartig machen. Sprechen Sie mit uns über Ihre Traumküche.



B A U M A N N
Der Küchenmacher



Baumann AG Der Küchenmacher
St. Leonhardstrasse 78,
9000 St. Gallen, 071 222 6111
www.kuechenbau.ch

Nachhaltig und gemütlich wohnen – bauen Sie jetzt Ihr Cheminée um!

Die Tiro Ofenbau AG zählt zu den erfahrensten Ofenbaufirmen der Schweiz. Die Mitarbeitenden verfügen über enormes Fachwissen und helfen dabei, Häuser und Wohnungen mit hochwertigen und nachhaltigen Speicheröfen auszustatten. Immer mit dem Fokus, mit möglichst wenig Holz möglichst viel Wärme und gesunde Wärme zu erzeugen.



Es sprechen einige Argumente für

Heizen mit Holz:

- Die energetische Nutzung von Holz ist CO₂-neutral und daher keine zusätzliche Belastung für das Klima.
- Holz ist ein nachwachsender Rohstoff, der uns durch die nachhaltige Bewirtschaftung unserer Wälder praktisch unbegrenzt zur Verfügung steht.
- Holz macht die Energieversorgung unabhängig von politischen Krisen. Die heutigen weltweiten Entwicklungen haben gezeigt, dass es bei Erdgas und Erdöl jederzeit zu Versorgungsschwierigkeiten kommen kann.
- Heizen mit Holz liefert einen Beitrag zur regionalen Wertschöpfung und sichert somit Arbeitsplätze.
- Die Transportwege sind kurz.
- Moderne Holzheizungen sind bequem und funktionell. Sie können praktisch in alle Wohnsituationen integriert werden.
- Holz sorgt für Wohlbefinden und Gesundheit
 - in Form der angenehmen Strahlungswärme eines Kachelofens, Kaminofens oder Herdes.

Grundsätzlich lassen sich moderne Speicheröfen in fast alle Wohnsituationen nachträglich integrieren und wird in vielen Fällen als Zusatzheizung gebaut. Das heisst, dass ein anderes Heizsystem die Rolle als Zentralheizsystem übernimmt und der Speicherofen als Ergänzung genutzt wird. Zusätzlich gibt es aber auch die Möglichkeit, die Wärme des Kachelofens in das zentrale Heizsystem einzuspeisen. In diesem Fall werden auch das Warmwasser und die restliche Wohnfläche vom Speicherofen beheizt.

Mit einem klaren Konzept, gut gewählten Formen und der Liebe zum Detail können Öfen so gestaltet werden, dass sie zum Blickfang vom Wohnzimmer werden.

Vielfach entspricht ein altes vorhandenes Cheminée nicht dem aktuellen Geschmack, der Funktionalität und der Verbrennungstechnik von heute. Ein Umbau des Cheminées bringt den neusten Stand der Technik ins Haus und schafft zusätzlich eine Wohlfühloase in den eigenen vier Wänden. Gleichmässige langanhaltende Wärme und autarkes Heizen lassen ein Abtauchen in eine besondere Welt der Entspannung zu und sorgen für mehr Ruhe und Entschleunigung. Sie spüren die Sonne im Haus und auf der Haut! Speicherzeit und Wärmeabgabe erfolgen während 12 bis 24 Stunden.

In der hauseigenen Planung zeichnet und berechnet der St.Galler Ofenbauer Ihre Ofenanlage nach höchsten Qualitätsansprüchen und unter Einhaltung der aktuell geltenden Luftreinhalteverordnung.

Ihr Spezialist für
Cheminée-Umbauten
berät Sie gerne
unverbindlich!

TIRO OFENBAU AG
Rehetobelstrasse 75
9016 St.Gallen
071 282 96 00
www.tiro.ch

GESÜNDER
WOHNEN

TIRO
OFENBAU AG

EnergieTreff SG das Netzwerk für Nachhaltigkeit

Unseren Alltag nachhaltiger zu gestalten, scheint eine leichte Übung zu sein. Die Medien und Kundenmagazine sind voll mit Tipps und guten Ratschlägen: weniger Strom brauchen, mehr Gemüse essen. Was aber, wenn das Thema komplexer ist und die Zusammenhänge nicht einfach erkennbar sind, beispielsweise bei Energie und Bauen?

Nachhaltiges Entscheiden und Handeln hat nicht nur im Bauhaupt- und Baunebengewerbe eine enorme Hebelwirkung. Wir alle haben Einflussmöglichkeit beim Wohnen, sei es zur Miete oder im Eigenheim. Der EnergieTreff SG informiert seit vier Jahren direkt und klar über Nachhaltigkeitsthemen zu Energie und Bauen. Er definiert sich als Netzwerkveranstaltung für alle Beteiligten aus dem Bauhaupt- und Baunebengewerbe, aber auch für Bauherrschaften, Verwaltungen und alle am Thema interessierten

Hier können Sie alle Filme anschauen:



«Das Netzwerk lebt vom Austausch aller Teilnehmenden.»

Personen. Der EnergieTreff SG bietet eine Plattform, das vorhandene Wissen über ökologische, ökonomische und soziale Nachhaltigkeit zu teilen und Erfahrungen austauschen. Im Rahmen einer kurzen und quartalsweise stattfindenden Abendveranstaltung greift er ein aktuelles Thema auf und beleuchtet es in Referaten und Diskussionen aus verschiedenen Richtungen. Die Teilnehmenden können anschliessend ein persönliches Gespräch mit den anwesenden Fachleuten führen, miteinander diskutieren, bestehende Beziehungen pflegen und neue knüpfen.

Der EnergieTreff SG im August widmete sich dem St. Galler Energiekonzept 2021–2030. Es umfasst fünf Schwerpunkte, die das Ziel verfolgen, die CO₂-Emissionen zu halbieren und die Energieeffizienz zu steigern. Im Energie-Blog unter energie2030.ch können Sie spannende Beiträge lesen und Ideen sammeln. Der EnergieTreff SG findet mit Publikation in der Lokremise St. Gallen statt und wird als Livestream übertragen.

Der nächste EnergieTreff SG ist am Mittwoch, 16. November 2022, 17 bis 19 Uhr. Auch im kommenden Jahr 2023 wird der EnergieTreff SG vier Mal stattfinden, immer mittwochs von 17 bis 19 Uhr.

**«Es braucht Personen, die sich engagieren und klar für Nachhaltigkeit einsetzen, damit wir die gesetzten Ziele erreichen.»
Silvia Gemperle, Energieagentur St. Gallen.**



Energieagentur St. Gallen GmbH
Kornhausstrasse 25, 9000 St. Gallen
Tel. 058 228 71 61, info@energieagentur-sg.ch
www.energieagentur-sg.ch

Mit dem Kundenservice punkten

Fachkräftemangel, Lieferengpässe, Energie- wende: Die Heizungs-/Lüftungs-/Klima- und Sanitärbranche (HLKS) hat einige Herausforderungen zu stemmen. So auch das bekannte St.Galler Unternehmen kreis wasser ag. Trotz allem gibt es Wege zum Erfolg, wie Heiner Kreis im Gespräch verrät.

Interview: Nathalie Schoch, Bild: zVg.

Die kreis wasser ag ist 157 Jahre alt. Was ist Ihr Erfolgsrezept?

Dass wir den Kunden immer ernst genommen haben. Dazu kommt, dass mein Vater auch in Zeiten der Hochkonjunktur den Service sowie Kleinprojekte nicht vernachlässigt, sondern geschätzt hat. Für ihn war jeder Kunde gleich viel wert, ob gross oder klein. Und das ist heute noch unsere Doktrin.

Und diese Doktrin wird weitergelebt, auch wenn Sie künftig der Burkhalter-Gruppe angehören, die aus rund 49 Gesellschaften und 3200 Mitarbeitenden besteht?

Der Grund, warum ich mich dieser Gruppe angeschlossen habe, ist die Nachfolgesicherung. Meine Kinder hatten kein Interesse, das Unternehmen fortzuführen.

«Aktuell haben wir nur drei Lernende, dabei würden wir gerne mehr ausbilden.»

Die kreis wasser ag bleibt dabei völlig autonom, auch unsere Werte bleiben bestehen. Das heisst, wir werden weiterhin die persönliche Nähe zu unseren Kunden pflegen und

kleinere wie grössere Projekte gleichwertig behandeln und schätzen.

Was bringt Ihnen die Burkhalter-Gruppe nebst der Nachfolgesicherung?

Wir können Synergien in der Akquisition und in der Personalrekrutierung nutzen. Die Grup-

penzugehörigkeit bietet uns zudem die Möglichkeit, unser Fachwissen zu erweitern, was auch für unsere Mitarbeitenden spannend ist.

Der Markt im Bereich Heizung/Sanitär ist hart umkämpft, die Zahl der Mitbewerben- den auf engstem Raum gross. Womit kann die kreis wasser ag herausstechen?

Wir sind in der glücklichen Lage, gut an Aufträge zu kommen. Ich denke, das liegt zum einen an unserem Ruf, den wir uns in über 150 Jahren aufgebaut haben. Zum anderen können wir kompetitiv mithalten, da wir mit einem fairen Preis-Leistungs-Verhältnis überzeugen.

Apropos Preis: Bei Grossprojekten geht der Zuschlag oft nur noch über den Preis, der sich für Unternehmen kaum rechnet. Wie erleben Sie das?

Die Preispolitik ist ein grosses Thema in der Baubranche, in der Tat, und das nicht nur bei Grossprojekten. Wir gehören jedoch nicht zu den Unternehmen, die um jeden Preis mitbuhlen. Ab und an müssen aber auch wir uns gewissen Vorgaben beugen. Es braucht ein sorgfältiges Abwägen von Fall zu Fall.

Erschwerend kommt momentan die wirtschaftliche Lage mit den Lieferengpässen von Produkten und Ersatzteilen hinzu. Bekommen Sie das ebenfalls zu spüren?

Ja, vor allem im Bereich der Wärmepumpen. Wir erhalten manchmal die Antwort von Lieferanten, dass sie dieses Jahr gar nicht mehr liefern können. Dann müssen wir, wenn möglich, auf ein anderes Produkt ausweichen. Es ist derzeit eine echte Herausforderung, weil wir einige Kunden trösten müssen, was uns nicht leichtfällt.



Heiner Kreis ist Inhaber und Geschäftsführer der kreis wasser ag in St. Gallen. Das Unternehmen wurde 1865 gegründet und beschäftigt 43 Mitarbeitende.

Damit geht auch die Frage nach den Öl- und Gasressourcen und dem Klimawandel einher. Stellen Kunden jetzt vermehrt auf erneuerbare Energien um?

Die Energiewende und das Ziel 2050 spüren wir deutlich. Dazu kommt die neue Energieverordnung, die kantonal angepasst wurde. Der Kanton St. Gallen passt sich diesbezüglich den bundesrechtlichen Vorgaben an, was bedeutet, dass Neubauten seit 1. Juli 2021 einen Teil ihres Strombedarfs selbst erzeugen müssen. Anders bei einem Ersatz, dort dürfen auch weiterhin Gas- oder Ölheizungen eingebaut werden, allerdings an die Bedingung geknüpft, den Energiebedarf anderweitig zu senken. Entsprechend sind Wärmepumpe und Photovoltaik ein grosses Thema, womit wir aber wieder bei den aktuellen Herausforderungen wären.

Und als wäre das nicht genug, kämpft das Gewerbe schon länger mit dem Fachkräftemangel. Sie auch?

Leider ja. Aktuell haben wir nur drei Lernende, dabei würden wir gerne mehr ausbilden. Wir versuchen es mittlerweile sogar über den Weg der verkürzten 2-jährigen Lehre mit EBA (eidg. Berufsattest), um den Kreis interessierter Jugendlicher zu erweitern, aber es ist dennoch schwierig, die Lücken zu schliessen.

Was kann man dagegen unternehmen?

Ich denke, wir müssen generell umdenken und den Beruf attraktiver gestalten. Will eine junge Person von 14 oder 15 Jahren eine 4-jährige

«Ich denke, wir müssen generell umdenken und den Beruf attraktiver gestalten.»

Lehre abschliessen? Man kann in diesem Alter doch kaum abschätzen, was auf einen zukommt und ob das wirklich der richtige Beruf ist. Meines Erachtens sollte die Lehre eher in Etappen erfolgen, im Sinne von: eine kürzere Lehrzeit, dann Berufserfahrungen sammeln, um sich dann in der Planung oder Gebäudetechnik weiterbilden zu können. Auch bei den Mitarbeitenden ist es wichtig, ihnen Perspektiven und Weiterbildungen zu bieten, sie wertzuschätzen, damit sie dem Unternehmen treu bleiben. Diesbezüglich haben wir mit der Burkhalter-Gruppe beste Grundlagen geschaffen.

Die HLKS-Branche steht vor grossen Herausforderungen. Welche gilt es als Nächstes anzugehen?

Mit Sicherheit den besagten Fachkräftemangel und die Digitalisierung vernünftig einzusetzen in der Branche. In unserem Unternehmen ist es zudem die Sensibilisierung für die Kundenpflege. Jeder Kunde hat denselben Wert, ob kleines Projekt oder komplexe Überbauung. Wir legen unseren Fokus auf einen

Topservice, weil dieser dem Kunden einen echten Mehrwert bringt.

Der Erfolg liegt demzufolge im Kundenservice?

Zu einem grossen Teil, ja. Wir haben langjährige Mitarbeitende, die unsere Kunden und ihre Anlagen genauestens kennen. Das hat den Vorteil, dass sie den Auftrag schnell und effizient erledigen können und sich der Kunde um nichts zu kümmern braucht. Deshalb werden wir diesen Bereich noch verstärkter ausbauen.

Zu guter Letzt: Wie lange bleibt die Kreis Wasser AG noch unter der Führung von Heiner Kreis?

Noch etwa drei Jahre, dann übergebe ich. Der neue Geschäftsführer ist bereits definiert, aber noch nicht im Unternehmen tätig.

Da ich mich schon länger mit diesem Prozess befasse, denke ich, dass ich gut loslassen kann. Ich freue mich darauf, wenn der Wecker frühmorgens nicht mehr klingelt.

«Noch etwa drei Jahre, dann übergebe ich. Der neue Geschäftsführer ist bereits definiert.»

Anzeigen



Überall in der Ostschweiz eine sichere Partnerschaft im Hoch- und Tiefbau

www.stutzag.ch



träumen ist einfach.

Für Ihren Traum zu sparen ebenfalls – mit unseren renditestarken Lösungen.

valiant.ch/traum

Valiant Bank AG, Marktgasse 11
9000 St.Gallen, Telefon 071 727 10 10
wir sind einfach bank.



valiant

In die Waschanlage statt auf die Deponie

Mit der neuen Bodenwaschanlage können neu auch belastete, mineralische Bauabfälle wiederaufbereitet und in den Baustoffkreislauf zurückgeführt werden. Die RCO rechnet mit 160 000 Tonnen Material pro Jahr, das so wiederverbaut werden kann: Das reicht für 530 Einfamilienhäuser.

Text: Michel Bossart, Bilder: Tantanini & Partner AG

In Niederstetten auf dem Gemeindegebiet von Uzwil realisieren die Zürcher Kies und Transport AG gemeinsam mit Holcim Kies und Beton AG eine Bodenwaschanlage, die diesen Herbst in Produktion gehen soll. Bereits heute bereitet die RCO (Recycling Center Ostschweiz AG) an diesem Standort verschiedene unverschmutzte mineralische Aushub- und Rückbaumaterialien mit einem trockenmechanischen Verfahren auf.

Die neue hochmoderne Anlage wird die seit nun bald 20 Jahren betriebene mobile Anlage ablösen. Mit dem konsequenten Baustoff-

«Damit können jährlich rund 530 Einfamilienhäuser aus bis zu 100 Prozent recyceltem Baumaterial entstehen!», rechnet Brugger vor.

recycling leistet die RCO einen wichtigen Beitrag zum nachhaltigen Bauen in der Ostschweiz: Aus mineralischem Bauabfall und Aushub wird wieder hochwertiges neues Baumaterial. «Das spart ei-

nerseits Deponieraum und schont andererseits auch die natürlichen Kiesressourcen», erklärt Betriebsleiter Hans Brugger.

Gegen die Ressourcenknappheit

Mit dem Neubau der Bodenwaschanlage geht die RCO mit der Zeit, denn nachhaltiges Bauen wird immer wichtiger: «Wir begegnen so den

aktuellen Herausforderungen wie dem Klimawandel und eben auch der Ressourcenknappheit», sagt Brugger. Damit der Materialkreislauf optimal geschlossen werden kann, setzen Holcim und Zürcher auf das gemeinsame Know-how und treiben so die Innovation im Baustoffrecycling voran. Dazu Brugger: «Mit der neuartigen Bodenwaschanlage können wir eine breite Palette an Aushub und Rückbaumaterialien annehmen und zu hochwertigem Kies- oder Mischgranulat aufbereiten.» Die vollautomatisierte Verfahrenstechnik der Bodenwaschanlage sorgt dafür, dass das Recyclingmaterial in Sachen Qualität und Ästhetik den Primärprodukten absolut ebenbürtig ist. «Damit wir beim Waschen den Wasserverbrauch so gering wie möglich halten», erklärt Brugger weiter, «bereiten wir das gesamte Regenwasser des Betriebsareals auf und speisen es in den Prozess ein. Das reduziert den Frischwasserverbrauch unserer Anlage auf ein Minimum.»

Material für 530 Einfamilienhäuser

Mit der bereits existierenden mobilen Trockenaufbereitungsanlage schafft es die RCO schon heute, Aushub und Rückbaumaterialien zu zertifizierten Gesteinskörnungen für Beton und Kiesgemische aufzubereiten, das im Anschluss wieder im Strassen- und Tiefbau eingesetzt werden kann. Die neue Bodenwaschanlage kann nun im Nassmechanischen Verfahren auch belastetes Material so wiederaufbereiten, dass es nicht mehr deponiert werden muss und wieder in den Baustoffkreislauf eingefügt werden kann. «Wir planen mit rund 160 000 Tonnen Bauabfällen, die wir wiederaufbereiten», sagt Brugger. Dazu gehören neben verschmutzten und unverschmutzten Aushubmaterialien auch Misch- und Betonabbruch sowie Gleisschotter.





Das Wohnhaus im Minergie-A-Standard ist gegen Süden ausgerichtet. Auf dem Flachdach wurde eine 17 Kp-Photovoltaikanlage installiert, unten links an der Fassade die hocheffiziente thermische Solaranlage, die auch im Winter bei Sonnentiefstand volle Energie abliefern kann.

«Unser Haus ist auf Energieeffizienz getrimmt»

Als Gebäudetechniker lebt Markus Beeli die Zukunft vor: Im letzten Herbst haben er und seine Frau das neugebaute Haus bezogen. Es erfüllt den Minergie-A-Standard – ein Standard, der erst 2050 zum Massstab für alle Neubauten wird.

Text: Michel Bossart, Bilder: zVg.

Markus Beeli muss es selbst zugeben: Einen gewissen Heimvorteil hatte er schon, als er sich und seiner Frau den Traum vom eigenen Haus nach Minergie-A-Standard verwirklichen konnte. Für den geschäftsführenden Firmeninhaber der Schwizer Haustechnik AG in Gossau gehören nämlich nachhaltige Gebäudetechniksysteme zum Alltag. «Wir konnten kurz vor dem Bewilligungsverfahren unseres Neubaus ins Projekt einsteigen und das Haus noch ganz auf unsere Bedürfnisse anpassen», sagt Beeli. Dabei meint er nicht nur die räumliche Aufteilung, sondern vor allem auch die Anpassung des ganzen Projekts auf Minergie-A-Standard. Dieser gewährleistet eine hohe energetische Unabhängigkeit durch Eigenproduktion, womit sich circa acht Monate im Jahr energieautark leben lässt. «Mir ging es auch darum», erzählt Beeli, «selbst die Erfahrung zu machen, was es heisst, ein solches Haus zu bauen und darin zu wohnen.» So viel vorweg: Mit dem Resultat ist die Bauherrschaft sehr zufrieden, obwohl sie auch Kompromisse eingehen musste. «Aus geologischen Gründen war es nicht möglich, Erdsondenbohrungen zu machen. Wir haben uns deshalb für eine innen aufgestellte Luft-Wasser-Wärmepumpe entschieden, deren Wirkungsgrad wir durch raffinierte Planung und den Einbezug der vorgewärmten Raumabluft deutlich erhöhen konnten», sagt Beeli. Diese sorgt nun nicht nur für angenehme Wohntemperaturen, sondern auch für eine hohe Effizienz.

Aus Wärme wird Wärme

Architektonisch bedingt, produzieren die nur leicht geneigten Photovoltaik-Panels auf dem Flachdach bei darauf liegendem Schnee keinen Strom. Abhilfe schafft hier eine hocheffiziente thermische Solaranlage an der Südfassade; mit ihr kann aus Sonneneinstrahlung, selbst bei tief liegender Sonne im Winter, direkt Wärme erzeugt werden. «Wir haben einen Pufferspeicher mit einem Fassungsvermögen von 2500 Litern, der grösstenteils über die thermische Solaranlage mit Temperaturen bis 80 °C versorgt wird», erklärt Beeli. «Das allein ist schon sehr effizient. Zusammen mit der Wärmepumpe und der Photovoltaikanlage können wir von April bis Oktober autark leben», fügt er an.

«Von April bis Oktober leben wir autark.»

Speicherung für Eigennutzung und E-Mobilität

Momentan sei die Einspeisung von überflüssigem Strom ins Netz unattraktiv, bedauert Beeli. Es lohne sich also, möglichst viel vom eigenen Strom selbst zu verbrauchen. Das sei auch der Grund, weshalb sie sich für einen grösseren Batteriespeicher entschieden haben, der sie unabhängiger macht. Die logische Konsequenz daraus war dann auch die Anschaffung eines Elektroautos, das sie über die acht sonnenreichsten Monate vollumfänglich mit dem «Strom vom Dach» kostenlos betreiben können. Ein Solarmanager hilft ihnen zu verstehen, wie die Energieströme fliessen. Er zeigt auf, wann wie viel Energie verbraucht wurde und erstellt auch eine Prognose.

Der Zeit voraus

Beelis Haus ist eines von erst fünf Häusern im Kanton Appenzell Ausserrhoden, das nach Minergie-A-Standard gebaut wurde. Es erfüllt alle Aspekte eines Minergiebaus und hat darüber



Markus Beeli, Inhaber und Geschäftsführer der Schwizer Haustechnik AG, vor seiner thermischen Vacuumröhren-Kollektoranlage, von der er über alles schwärmt.

hinaus eine positive Energiebilanz. Das bedeutet, dass es seinen Verbrauch für Raumwärme, Wassererwärmung, kontrollierten Luftwechsel, sämtliche elektrischen Geräte und die Beleuchtung in der Jahresbetrachtung durch eigens produzierte erneuerbare Energien deckt. «Minergie A entspricht dem Standard von 2050», sagt Beeli, der vom grossartigen Wohnkomfort schwärmt. Teil eines Minergie-A-Konzepts ist auch eine kontrollierte Wohnraumlüftung. Diese sorgt für einen kontrollierten Luftwechsel und beste Luftqualität in den Wohnräumen. Bevor die permanent 100 bis 250 Kubikmeter Raumluft, welche pro Stunde umgewälzt werden das Gebäude verlassen, wird dieser die Wärme entzogen und der frischen Zuluft wieder abgegeben. «Unser Haus ist dicht, das wurde anlässlich der Minergie-A-Zertifizierung mit einer Druckprobe festgestellt», Fenster, Türen, Steckdosen und andere Mauerdurchdringungen mussten vorgängig abgedichtet werden, um diesem Test standzuhalten.

«Unser Haus ist dicht.»

Hat so ein Minergie-A-Haus denn auch seine Schattenseiten? Ja, bestätigt Beeli und nennt zwei Punkte: «Die Investitionskosten sind um einiges höher. Vor einem Jahr hätten sich diese Mehrkosten noch nicht bezahlt gemacht – aber nun mit den stark steigenden Energiekosten kann eine solche Investition in die Zukunft durchaus Sinn machen und sich lohnen.

Und es liegt in der Natur der Sache, dass in den Sommermonaten ein grosser Energieüberschuss besteht und dieser in den Wintermonaten leider fehlt.

Zurück in ein energetisch herkömmliches Haus möchten Beelis aber trotzdem auf keinen Fall mehr. Zu gross sei der Wohnkomfort, und schliesslich habe er als Gebäudetechniker auch ein spezielles Interesse daran, ein Haus zu bewohnen, das technisch auf dem neusten Stand ist und alle Möglichkeiten ausreizt. Es mache viel Spass, sich auch mit dem Monitoring dieses Hauses zu befassen. Gebaut und in Betrieb genommen heisst noch lange nicht, dass das Haus ideal «eingestellt» ist und betrieben wird. Beeli empfiehlt darum, für so ein Haus auf jeden Fall ein Monitoring aufzubauen, um zu prüfen, ob die Gebäudetechnikanlagen ideal aufeinander abgestimmt sind und energieeffizient laufen.

«Was wäre, wenn Kolumbus die Kartoffel nicht nach Europa gebracht hätte?»

Seit 1995 bietet das Gärtnerei-Unternehmen Frick Gartenbau mit Standorten in Oberbüren und St.Gallen Pflanzen- und Naturliebhabern alles, was das Herz begehrt. Die «Gärtner von Eden» kümmern sich um des Gartenbesitzers grünes Glück. Martin Frick ist Geschäftsleiter und berichtet über die Branche.

Interview: Marcel Baumgartner, Bilder: zVg.

Gärtner Martin Frick.
Schenkt er seiner
Frau noch regelmässig
Blumen?

Martin Frick, was benötigt es, um Gärtner zu werden? Braucht es Liebe zur Natur?

Ja, es braucht schon etwas Liebe zur Natur, zumindest einen guten Bezug. Nur, es braucht noch viel mehr: Dieser Beruf ist sehr vielfältig – Umgang mit Pflanzen (dieses Gebiet ist schon fast unendlich), Natur- und Kunststeine, Beton, Holz, Metall, Asphalt, Erde, Maschinen und, und, und...

Die richtige Liebe entsteht erst, je tiefer man in diesen Beruf eintaucht und die verschiedenen Bereiche oder Materialien miteinander kombiniert.

Früher wurde ja mehr oder weniger alles eingepflanzt, was gewünscht wurde. Wie stark wird heute auf die «Regionalität» geachtet?

Im Moment ist der Trend zu einheimischen Pflanzen enorm und wird gefördert wie kaum etwas anderes. Natürlich ist das gut und hilft, das Verständnis zum Vergangenen auszubauen und nicht alles wegzuradieren. Der Wunsch nach speziellen Wuchs-, Blüten- und fremdländischen Pflanzen ist jedoch immer noch gross. Da muss man oft den Spagat machen als Gärtner.

Denn was wäre, wenn Kolumbus die Kartoffel nicht nach Europa gebracht hätte...?





Was pflanzen Sie heute nicht mehr ein, das Sie früher noch im Sortiment führten?

Sicher gibt es Pflanzen, die heute nicht mehr gepflanzt werden, da diese schädlich für die einheimische Fauna und Flora sind. Es werden jedoch auch tierische Schädlinge eingeschleppt, die sogar einheimischen Pflanzen zu schaffen machen, z. B. Buchsbaumzünsler.

Was wir nicht mehr pflanzen, oder noch selten gepflanzt haben, sind z. B. Kirschlorbeer und Sommerflieder.

Gibt es Pflanzen, die dermassen begehrt sind, dass mitunter die Nachfrage das Angebot übersteigt?

Da kann es immer wieder zu Engpässen kommen, gerade wie beim Buxus, der ersetzt wird.

Aber auch je nach Hype können z. B. Beeren- oder Fruchtpflanzen für eine Saison ausverkauft sein. Aktuell sind Bioprodukte sehr gefragt und zum Teil auch nicht lieferbar.

Ein Haus wird ja in der Regel akribisch geplant – im besten Fall auch unter der Berücksichtigung von späteren Bedürfnissen. Wie verhält es sich mit der Gartenplanung: Wird dieser genügend Beachtung geschenkt?

Für die Gartenplanung bleibt oft nur noch wenig Budget übrig. Da leidet der Garten stark. Vor allem bei jungen Familien, die das erste Mal

ein Haus errichten. Bauen Personen ein zweites Mal oder schon im etwas fortgeschrittenen Alter, dann wird dem Garten sehr viel Bedeutung zuteil. Was aber sehr oft vorkommt, ist, dass die Hausbesitzer, nachdem sie ein paar Jahre im Haus wohnen, als Erstes den Garten umgestalten und nach den Wünschen und Bedürfnissen bauen. Das ist jeweils auch sehr spannend und interessant. Das Ergebnis ist oft sehr schön.

Was sind in der Regel die grössten Fehler, die gerade auch bei Neubauten im Bezug auf die Umgebung gemacht werden?

Da gilt: «Weniger ist mehr.» Sich auf ein paar wenige Gartenteile konzentrieren und diese gut erstellen lassen. Die Restflächen mit wenig Aufwand so gestalten, dass sie gut gepflegt werden können und dass man diese später einfach umgestalten kann.

Ist der perfekte Garten einmal da, geht es an den Unterhalt. Wie stark werden Sie hierbei noch beansprucht bzw. ist dieser mittlerweile so leicht, dass er auch von Laien übernommen werden kann?

In den ersten Monaten oder auch Jahren ist die Unterstützung durch den Gärtner von grosser Bedeutung. Damit die Pflanzen so wachsen wie gewünscht, die Beläge gepflegt, die Zusammenhänge dem Kunden geläufig sind, sollte dieser unterstützt werden. Je nach Bedarf wöchentlich, monatlich oder halbjährlich – je nach Wunsch und Eigenleistung des Gartenbesitzers.

Die Begleitung eines Gartens, zu sehen, wie sich das Bild verändert, ist eine der schönsten Aufgaben des Gärtners.

Wichtig ist auch, nicht zu lange zu warten mit dem Rückschnitt der Pflanzen, schon frühzeitig zu beginnen mit Erziehungs- und Auslichtungsschnitt.

Wird die gesamte Arbeit, die ein Garten mit sich bringen kann, in der Regel unterschätzt?

Da sind die Vorstellungen unterschiedlich. Die einen wollen einen sauber geputzten Garten, die anderen einen wilden Garten. Arbeit geben jedoch beide. Sauber aufräumen im einen, gewünschte und ungewünschte Pflanzen erkennen und entfernen im anderen. Die Spannweite ist da unbegrenzt.

Ihr Unternehmen existiert bereits seit 1995. Wie stark hat sich die Branche und die damit verbundene Tätigkeit in all den Jahren verändert?

«Die Begleitung eines Gartens, zu sehen, wie sich das Bild verändert, ist eine der schönsten Aufgaben des Gärtners.»

Dass man dem Garten respektive den Grünflächen mehr Bedeutung zukommen lässt, ist sicher eine der grössten Veränderungen. In diesem Zusammenhang ist in den letzten Jahren der Trend zu einheimischen Pflanzen und naturnahen Gärten gestiegen.

Das Streben nach Geborgenheit, Erlebnis, Freizeit, Naturpark, Erholung, Zusammensein und Feste feiern im eigenen Garten ist enorm gestiegen. Der Wunsch nach etwas Speziellem und Einzigartigem ist jedoch auch geblieben, der Spagat von naturnah bis exotisch ist riesig. Da gilt es, die richtige Mischung und Kombination zu finden.

**Hat sich auch das Berufsbild verändert?
Gibt es heute vermehrt Spezialistinnen und Spezialisten in einzelnen Sparten?**

Der Garten hat von Grund auf eine riesige Spannweite: Pflanzen, Maschinen, Leute, Natursteine, Holz, Metall, Glas, Betonelemente usw.

Aus diesem riesigen Gebiet sind viele Spezialgebiete entstanden, z. B. Baumpfleger, naturnahe Gartenpflege, Terrassenplaner und manch andere.

«Pflanzen ertragen viel, daher hat es für jede Person eine geeignete Pflanze.»

Man spricht ja vom «grünen Daumen». Den habe man, oder habe man eben nicht.

Ist das effektiv so? Können gewisse Personen einfach besser mit Pflanzen?

Ja und nein. Das «Pflanzengebiet» ist sicher das spannendste und grösste Gebiet im Garten/ Gartenbau. Es gibt tatsächlich Leute, denen gelingt alles mit Pflanzen, anderen weniger. Viele

haben Geduld und probieren immer wieder, andere geben schon nach dem ersten Versuch auf.

Pflanzen ertragen viel, daher hat es für jede Person eine geeignete Pflanze. Nur ist die Suche, welche zu einem passt, etwas lang...

Welche Pflanze für den Innenbereich empfehlen Sie Personen, die Pflanzen wohl schön finden, aber ihnen nicht viel Zeit widmen möchten?

Auch da gibt es sehr viele Varianten. Immergrüne Zimmerpflanzen sind oft anspruchslos und einfach in der Pflege. Da hat es für jeden etwas. Regelmässiges Giessen und ab und zu ein bisschen Dünger ist jedoch schon wichtig – und der Abstand von Giessen zu Giessen sollte natürlich auch nicht zu gross sein.

Schenkt man als Gärtner der eigenen Frau eigentlich noch regelmässig Blumen? Oder kann man die Vernachlässigung damit begründen, dass man das «Geschäftliche» nicht noch nach Hause bringen möchte?

Schenken macht Freude. Blumen schenken macht noch mehr Freude.

Ja, ich schenke regelmässig Blumen. An den «offiziellen» Tagen wie Valentinstag, Muttertag etc. eher weniger, dafür bringe ich spontan und je nach Anlass Blumen mit nach Hause.

Ab und zu überrasche ich auch bekannte Personen mit einem Blumenstrauss. Das Lachen in ihren Gesichtern und Strahlen in den Augen ist jeweils wunderschön.

«Schenken macht Freude. Blumen schenken macht noch mehr Freude.»



Schloss Vaduz,
Tina Sturzenegger



Kulturschatztruhe Liechtenstein

Das Fürstentum mag mit einer Gesamtfläche von 160 km² und einer Bevölkerung von etwa 40'000 Menschen einer der kleinsten Staaten der Welt sein, bietet aber eine erstaunliche kulturelle Vielseitigkeit. Besonders im Hauptort Vaduz erlebt man eine lebendige Kulturszene, beeindruckender Architektur und viele Sehenswürdigkeiten. So reihen sich am Fusse von Schloss Vaduz gleich 5 Top-Museen, die darauf wartet, entdeckt zu werden.



CUSP – Rashid al Khalifa

Diese Sonderausstellung stellt eine Mini-Retrospektive des bahrainischen Künstlers Rashid Al Khalifa dar und zeigt atmosphärische Landschaftsgemälde aus den 1970er-Jahren bis zu seinen jüngsten robusten Aluminium-Installationen.

(bis 16.10.2022, Liechtensteinisches LandesMuseum)

Das **Kunstmuseum Liechtenstein** zeigt moderne und zeitgenössische Kunst. Im Fokus steht die staatliche Kunstsammlung des Fürstentums. Das markante schwarze Gebäude wird durch den weissen Erweiterungsbau der **Hilti Art Foundation** mit ihren exzeptionellen Werken der klassischen Moderne und der Gegenwartskunst ergänzt.

Das **Liechtensteinisches LandesMuseum** bildet den künstlerischen Kontrast und zeigt die Archäologie, Geschichte, Kultur und Naturkunde des Fürstentums anhand von über 3000 Exponaten in über 40 Räumen. Ergänzt werden diese durch abwechslungsreiche Sonderausstellungen, wie aktuell «Kopfschmuck, Tracht und Identität – Europa, Asien, Afrika» (bis 30.10.2022) und Werke des bahrainischen Künstlers Rashid Al Khalifa («CUSP», bis 16.10.2022).

FOOTBALL.

The Passion of the World Cup.

Die Ausstellung setzt sich mit der weltweite Fussballgeschichte auseinander, zeigt die HeldInnen des Rasens, und führt durch legendäre Auseinandersetzungen, in denen ein junger David den Riesen Goliath besiegen kann.

(ab 17.11.2022, Liechtensteinisches

LandesMuseum)



In der wenige Schritte entfernten **Liechtensteinische SchatzKammer** werden Kostbarkeiten der fürstlichen Sammlungen präsentiert während im selben Gebäude im **Liechtensteinisches PostMuseum** sämtliche seit 1912 entstandene liechtensteinischen Briefmarken in allen Details zu bewundern sind.

Johannes Troyer als Briefmarkengestalter

Troyer prägte die liechtensteinische Philatelie massgeblich, gestaltete er doch mehr als die Hälfte der zwischen 1939 und 1949 insgesamt ausgegebenen 113 Briefmarken. Die Sammlung des Liechtensteinischen LandesMuseums enthält die Originalentwürfe zu den ausgestellten Briefmarken sowie von Troyer geschaffene Skizzen und Vorentwürfe.

(bis 26.2.2022, Liechtensteinisches LandesMuseum)



LIECHTENSTEIN

Liechtenstein Marketing

T +423 239 63 63
info@liechtenstein.li
www.tourismus.li

«Ich nutze gerne die Fahrradbrücke über den Rhein»

Das seit 1. August zusammengeführte Berufs- und Weiterbildungszentrum Buchs Sargans (BZBS) wird neu von Daniel Miescher geleitet. Der 55-jährige Liechtensteiner bringt sowohl grosse Erfahrung als Lehrperson wie auch als Führungsperson mit. Mit «Die Ostschweiz» spricht er über die kleinen Unterschiede im schweizerischen und liechtensteinischen Bildungssystem wie auch über die Herausforderungen, die ihm als Rektor bevorstehen.



Text: Michel Bossart, Bilder: zVg.

Von Schule versteht der Liechtensteiner Daniel Miescher etwas. Bevor er am 1. August seine neue Stelle als Rektor beim Berufs- und Weiterbildungszentrum Buchs Sargans (BZBS) angetreten ist, war der 55-Jährige aus Vaduz Abteilungsleiter des Mittel- und Hochschulwesens im Schulamt des Fürstentums Liechtenstein. Davor unterrichtete der studierte Geowissenschaftler und Biologe während 15 Jahren zuerst an der Realschule Vaduz und später am liechtensteinischen Gymnasium, der Interstaatlichen Maturitätsschule für Erwachsene in Sargans und schliesslich an der BMS Liechtenstein, die er später auch als Rektor führte.

Das BZBS ist aus dem Zusammenschluss der beiden Berufs- und Weiterbildungszentren Buchs (BSZ) und Sarganserland (BZBS) entstanden. Hier werden an drei Standorten (Buchs, Sargans und Salez) rund 3100 Lernende von rund 220 Lehrpersonen in der Abteilung Grundbildung unterrichtet. Die Schule umfasst neben der beruflichen Grundbildung für 26 Berufe auch die Berufsmaturität mit vier Ausrichtungen für Lernende und gelernte Berufsleute sowie Brückenangebote und Weiterbildung. Die

Abteilung Weiterbildung wird von rund 2000 Erwachsenen besucht. «Ein grosser Teil der Arbeit für den Zusammenschluss der beiden Zentren wurde unter der Führung meiner beiden Vorgänger gemeistert», sagt Miescher und zeigt sich mit deren Arbeit zufrieden. «Klar», fügt er an, «es gibt weiterhin einiges zu schleifen und Feineinstellungen müssen noch gemacht werden.» So seien zum Beispiel noch nicht alle Reglemente und Verwaltungsabläufe vereinheitlicht. «Aber wir haben einen klaren Plan, um das im Laufe meines ersten Amtsjahres zu bewerkstelligen», sagt Miescher bestimmt.

Kaum Unterschiede im Bildungswesen

Zu seinem Arbeitsplatz in Buchs gelangt der Vaduzer gerne mit dem Velo. «Ich bin ein fleissiger Nutzer des Langsamverkehrs und freue mich jeden Tag darüber, dass mich mein gut acht Kilometer langer Arbeitsweg über die neue Rheinbrücke führt und ich darum mit dem Fahrrad fast noch schneller in Buchs bin als mit dem Auto.»

Fast sein ganzes Berufsleben ist er im Schweizer und liechtensteinischen Bildungssektor tätig gewesen. Grundsätzlich unterscheiden sich die Bildungslandschaften der beiden Länder

nur minimal. «Liechtenstein ist ständiger Gast der Schweizerischen Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren, der EDK. Liechtenstein hat den gleichen Rahmenlehrplan und die gleiche Schulgliederung wie die Schweiz.» Einziger Unterschied sei, dass die Primarschule im Fürstentum lediglich fünf statt wie in der Schweiz sechs Jahre daure. Nach Ende der Schulpflicht oder nach Abschluss der Matura sind die jungen Liechtensteiner allerdings oft auf die Schweiz angewiesen. «Im Fürstentum gibt es keine Berufsfachschule. Staatsverträge zwischen den beiden Ländern garantieren aber einen nahtlosen Übertritt und eine gute Zusammenarbeit», erklärt Miescher.

So stammen denn auch am BZBS ein Sechstel aller Lernenden aus Liechtenstein. Früher war das Fürstentum sogar Mitträger des Zentrums, heute ist das BZBS kantonal organisiert und Liechtenstein entrichtet Pro-Kopf-Beiträge für seine Staatsangehörigen.

Herausforderungen der unmittelbaren Zukunft

Die Fachhochschule OST und das BZBS haben unterschiedliche Bildungsansprüche und andere Aufnahmebedingungen und stehen gegenseitig nicht in einem konkurrierenden Verhältnis. Während die OST Bachelor- und Masterabschlüsse auf der Tertiärstufe anbietet, richtet sich das Angebot des BZBS an Berufsleute. In absehbarer Zukunft wird es – wenn es nach den Wünschen der beiden Bildungsinstitute geht – aber einen gemeinsamen Hightech-Campus in Buchs geben. «Es ist schön», findet Miescher, «dass sich die beiden Schulen auf einem Platz gut ergänzen.»

Bevor es aber an die Gestaltung der gemeinsamen Zukunft geht, muss Miescher am BZBS die kantonale strategische Immobilienbedarfsplanung Sek II umsetzen. Diese verfolgt zwei zentrale Ziele: Zum einen sollen die Räumlichkeiten aller Berufsfachschulen besser ausgelastet und zum anderen sogenannte Kompetenzzentren aufgebaut werden. «Man möchte verwandte Berufe regional bündeln», erklärt Miescher. «Wenn mehr Lernende einer Fachrichtung an einem Ort konzentriert studieren, ist mit einer Qualitätssteigerung im Unterricht zu rechnen», fügt er an. Dies umzusetzen sei zwar eine reizvolle Aufgabe, aber auch eine Herausforderung. Warum? Miescher sagt: «Das führt unweigerlich zu örtlichen Verschiebungen von Lernenden und Lehrpersonen, und das will gut geplant, kommuniziert und aufgegleist sein.»

Zudem steht eine Umstellung der Lehrpläne der Kaufleute ab nächstem Schuljahr an: «Dieses Jahr wurde die Ausbildung im Detailhandel reformiert, 2023 wird sich der Fächerkanon der Kaufleute ändern. Vor allem für die Lehr- und Fachkräfte bedeutet das eine zusätzliche Herausforderung», meint Miescher. Im Gegensatz dazu sieht er im kulturellen Zusammenwachsen der ehemaligen Zentren Buchs und Sarganserland keine Herausforderung, sondern eher eine selbstverständliche Aufgabe. Eine, die er mit seinem Team gerne und bestimmt auch zu aller Zufriedenheit meistern wird.



Nachhaltige Investments. Auf Erfahrung gestützt.

Mit erfolgreichem Banking seit 1861.



Dynamisch, solide, vielfach ausgezeichnet. Profitieren Sie von unserer Investmentkompetenz für nachhaltige Anlagen sowie dem hauseigenen Asset Management. Mit unseren individuellen, nachhaltigen Lösungen für private und institutionelle Anleger.
www.llb.li



**Liechtensteinische
Landesbank**¹⁸⁶¹

Tradition trifft Innovation.

«Eigentümergeführte Unternehmen managen Risiken besser»

Wie entstehen Innovationen? Braucht es Druck? Kann Erfolg hinderlich sein? Leo Brecht, Gründer, Investor und Professor für Entrepreneurship und Technologie/Innovation an der Universität Liechtenstein, beschäftigt sich täglich mit diesen Fragen. Seine Expertise kann Unternehmen dabei helfen, neue Businessfelder zu besetzen. Dabei spielt durchaus auch Risikofreudigkeit eine grosse Rolle.

Interview: Marcel Baumgartner, Bild: zVg.



Professor Leo Brecht:

«Ich bin aber ganz selbstkritisch: Hier liegt noch sehr viel an Potenzial brach.»

In der Schweiz kennen wir das: Zahlreiche Regionen bezeichnen sich im Wirtschaftsbereich als innovativ, als fortschrittlich. Zeichnet auch das Fürstentum in diesem Bereich ein grundsätzlich positives Bild von sich?

Im internationalen Vergleich schneidet das Rheintal sehr gut ab. Dies bezieht sich sowohl auf Firmen aus Liechtenstein als auch auf Unternehmen auf Schweizer und österreichischer Seite. So konnte nachgewiesen werden, dass die Innovationsfähigkeit – also die Fähigkeit, kontinuierlich neu qualitativ hochwertige Produkte hervorzubringen – in dieser Region im internationalen Vergleich einen signifikant positiven Effekt auf die Unternehmensergebnisse hat. Eine der Gründe liegt sicherlich in der Spezialisierung auf einige Technologiebereiche, wie etwa die Befestigungstechnik, die Vakuumtechnologie oder die Oberflächentechnologie. Das erforderliche Know-how wurde langfristig aufgebaut und durch die nahegelegenen Bildungsinstitutionen kontinuierlich verstärkt. Leider zeigen unsere Studien aber auch, dass hinsichtlich der Innovationseffizienz – als der Fähigkeit,

die gegebenen Mittel zur Produktentwicklung auch effizient einzusetzen – die Firmen aus dem Rheintal nur durchschnittlich abschneiden. Hier haben wir also noch Aufholpotenzial.

Was kann denn heute eigentlich noch als wahre Innovation bezeichnet werden? Welche Grundsätze muss eine Idee beinhalten?

Zuerst gilt, dass Innovation in vier unterschiedliche Arten typisiert werden kann: Produktinnovation, Dienstleistungsinnovation, Prozessinnovation und Innovation des Geschäftsmodells. Zusätzlich differenzieren wir nach der Tragweite der Innovation und unterscheiden dann in radikale oder inkrementelle Innovation. Der entscheidende Unterschied, wenn wir von Innovation sprechen – im Gegensatz zur Invention – liegt darin, dass Innovation am Markt auch einen Return erwirtschaften muss. Die Idee eines Start-ups, das bisher keinerlei Umsätze macht und dann noch hoch bewertet ist, wäre für uns keine Innovation. Daraus lassen sich nun ein paar Schlüsse ziehen: Innovation hat einen Top-Line-Effekt, zum Beispiel

dann, wenn gute neue Produkte schneller am Markt lanciert werden als die der Konkurrenz. Dadurch kann die Unternehmung eine Art Monopolrente beziehen. Innovation hat aber auch einen Bottom-Line-Effekt, gerade dann, wenn über Prozessinnovation die Effizienz gesteigert wird.

Letztlich geht es darum, unternehmerische Chancen zu entdecken. Welchen Beitrag kann hierzu Ihr Institut konkret leisten?

Das Erkennen von Business-Opportunitäten ist ein Schwerpunkt meines Lehrstuhls, welches wir auch in sogenannten Transferprojekten in die lokale Wirtschaft übertragen. Hier geht es um drei Anwendungsfelder.

Erstens: das frühzeitige Erkennen neuer Märkte oder Anwendungen mit einer im Unternehmen vorhandenen Technologie. Zweitens: das Aufspüren von Substitutionstechnologien zum Einsatz in der bestehenden Anwendung. Und drittens: die Kombination aus beiden – neue Technologie für einen neuen Markt. Die zentrale Frage ist nun natürlich, wie kommt man drauf? Da hilft uns Big Data: Wir werten algorithmisch Tausende von wissenschaftlichen Publikationen oder auch Patente aus, nutzen also das kollektive Wissen der Welt und haben damit die Möglichkeit, Innovations- und Technologiefelder im Unternehmenskontext zu erschliessen. In den letzten vier Jahren konnten wir dazu mehrere Dutzend Projekte erfolgreich umsetzen. Um zwei Beispiele zu nennen: Eine Unternehmung aus der Medizinaltechnik wollte neue Anwendungen ausserhalb der Medizin finden, um ihre Technologie der Neuromodulation anzuwenden. Eine andere Unternehmung aus der Kommunikationstechnologiebranche wollte wissen, ob ihre Entwicklungsroadmap auch die richtigen, zukunftsweisenden Technologien abdeckt.

Fühlen sich hierbei auch die kleinen Unternehmen abgeholt? Oder zielen Sie eher auf die mittleren und grösseren Unternehmen?

Die analytische Vorgehensweise zur Herleitung von unternehmerischen Opportunitäten spart Ressourcen ein, deshalb ist das Vorgehen gerade auch für kleine Unternehmen relevant. Ich denke, es hält sich die Waagschale: 50% der Firmen sind aus dem KMU-Segment, die anderen 50% sind Grossunternehmen.

Kann man es grundsätzlich so sagen, dass Innovationen vor allem dann entstehen, wenn ein Druck – beispielsweise ausgelöst durch eine Krise – vorhanden ist?

Das ist ohne Zweifel ein Grund, welcher Innovation hervorbringen kann. Leider ist dieses Vorgehen aber sehr reaktiv. In unseren Studien haben wir bei Innovationsführern ganz andere Mechanismen festgestellt. Diese Unternehmen handeln proaktiv, reagieren nicht auf eine Marktentwicklung, sondern bestimmen sie mit, handeln agil mit kurzen Entwicklungszeiten, richten eine effiziente Entwicklung an den zukünftigen Innovationsfeldern aus und gehen bewusst Risiken ein; lernen schnell bei Fehlschlägen und passen sich an. Das Rheintal hat einige Innovationsführer. Ich denke an die Inficon in Liechtenstein oder die VAT in der Schweiz. Und ganz wichtig, Innovationsführer setzen ca. 20% ihres Forschungs- und Entwicklungsbudgets für Zukunftstechnologien ein.

Was löst denn in der Regel eine wirkliche Innovation aus? Eine genau Marktbetrachtung? Der Blick auf die Konkurrenz? Was sind die grössten Treiber?

Hier müssen wir unterscheiden in disruptive Innovationen und inkrementelle Innovationen. Disruption entsteht oft aus einer Nische heraus. Diese muss dann aber auch skalieren. Skalierung kann geschehen über die regionale Ausbreitung, die technologische Reife oder die Veränderung des Wertesystems im Markt. Denken Sie an die Digitalfotografie. Erst belächelt, dann über die Technologie skaliert. Inkrementelle Innovationen entstehen viel stärker aus Marktbeobachtungen, genauer gesagt durch das Lösen von «Customer Pains». Als Beispiel möchte ich hier die Ladeinfrastruktur in der E-Mobilität anmerken. Erst wenn einfach, schnell und flächendeckend geladen werden kann, ist das Ladeproblem als Kundenproblem gelöst.

«Unternehmen sind wieder daran, die Risikofreudigkeit in die Kultur zu integrieren.»

Letztlich kann es auch ein Risiko sein, eine Innovation in Angriff zu nehmen. Wie risikofreudig sind die hiesigen Unternehmerinnen und Unternehmer?

Ich bin überzeugt, dass eigentümergeführte Unternehmen Risiken besser managen und bewusster Risiken eingehen als nicht eigentümergeführte Unternehmen. Dennoch bleibt die Risikofreudigkeit eine der grössten Herausforderungen. Vielen Unternehmen ist es bewusst, dass sie risikofreudiger sein müssten, um auch in der Zukunft relevant zu bleiben. Aufgrund des Erfolgs in der Vergangenheit geriet die Risikofreudigkeit in den letzten Jahren aber ins

Hintertreffen. Deshalb sind Unternehmen wieder daran, die Risikofreudigkeit in die Kultur zu integrieren.

Wer für sich eine vermeintliche Innovation entdeckt hat, möchte sie wohl kaum zu früh mit anderen teilen. Gerade aber der Wissenstransfer dürfte das eine oder andere Projekt auf eine Erfolgsspur führen und es auch beschleunigen. Sieht sich hierbei Ihr Institut als Impulsgeber, als Vermittler?

Wir sehen uns ganz klar als Impulsgeber und durften die letzten Jahre unser Know-how mit Firmen in sogenannten Wissenstransferprojekten teilen. Ich bin aber auch ganz selbstkritisch: Hier liegt noch sehr viel an Potenzial bracht denn oft wissen die Unternehmen noch zu wenig, was unsere Expertise ist, aber daran arbeiten wir jeden Tag. Auf jeden Fall würden wir uns freuen, wenn wir hier noch aktiver unterstützen könnten. Um ein aktuelles Beispiel zu nennen: Wir wurden von einem grossen Unternehmen aus Liechtenstein angefragt, «Best Practices» im Forschungsprozess zu teilen. Dieser Anfrage sind wir natürlich gerne nachgekommen.

In welchen Branchen herrscht aktuell die grösste «Innovationstätigkeit»?

Betrachtet man den Global Innovation Index von Statista von 2021, so liegt die Schweiz auf Nummer eins, gefolgt von Schweden, dann den USA. Orientiert man sich am Bloomberg Innovation Index, so rangiert Südkorea auf Platz eins und verdrängt Deutschland auf Platz vier. Sie sehen, es kommt stets auf die Art der Messung an. Und Analoges gilt dann auch für die Branchen. In unserer Forschung konnten wir zeigen, dass die Messung der Innovationseffizienz zentral ist, also das gewichtete Verhältnis aus Innovationsoutput (wie z. B. Ebit-Anteil neuer Produkte)

zu Innovationsinput (wie z. B. F&E-Aufwände). Und je innovationseffizienter, desto höheres Umsatzwachstum. So gehört etwa die Firma Lindt & Sprüngli schon seit Jahren zu den weltweit innovationseffizientesten, aktuell übrigens auch die vorhin erwähnte VAT. Wir alle lieben die Schokoladenprodukte, Lindt&Sprüngli ist aber vor allem wegen ihrer Prozessinnovation und des Managements der Wertschöpfungskette von der Kakaobohne bis zum fertigen Produkt so innovativ. Insofern findet Innovation in allen Branchen statt und muss auch stattfinden. Es sind also nicht immer nur die grossen Digitalunternehmen wie Apple, Facebook und Co.; auch vermeintlich langweilige wie Versorger oder Energieunternehmen haben extrem aufgeholt.

«Auch vermeintlich langweilige Unternehmen haben extrem aufgeholt.»

In einem grösseren Zusammenhang betrachtet: Welche Entwicklungen sind für Sie die absolut massgeblichen Innovationen und Entwicklungen der jüngsten Vergangenheit?

Ohne Zweifel ist die jüngste Innovation und die Innovation mit grössten Impact die Entwicklung und Anwendung der mRNA-Technologie in der Biotechnologie. Obwohl ich nicht vom Fach bin, sind weitreichende, neue Therapiegebiete, u.a. auch in der Onkologie, vielversprechend. Zusätzlich möchte ich den Begriff der «General Purpose Technologie» ansprechen. Hier handelt es sich um Technologien, die umfassende Auswirkungen haben werden, die Anwendungen extrem wachsend sind und möglichst viele Branchen durchdringen. Dazu gehört meiner Meinung nach: das Cloud Computing, die künstliche Intelligenz, die Wireless Kommunikation (5G) sowie die Blockchain.

Anzeige



Grenzenlose Leidenschaft für Oberflächenlösungen

Oerlikon Balzers steht seit über 75 Jahren für bahnbrechende Entwicklungen und globale Marktführerschaft bei Dünnfilm-Beschichtungen. Bis heute ist der Standort Balzers das Technologiezentrum, an dem die einzigartige Kombination aus Nachhaltigkeit, Innovationskraft, Unternehmerteil und Tradition gelebt wird.



Schwerpunkt Menschen

50 Wenn die eigenen Kinder entführt werden.

53 Das Leben von Alex Schneider.

56 Die Stimme der Konfessionslosen.

60 Tausend Mäuse als Futter.

63 Neue Wege im Typorama.



Fritz Portner verstorben – Andreas B. Müller: «Er war mein Mentor»

Leider erfährt der Video-Talk vom 21. Juli von Andreas B. Müller mit Fritz Portner, Künstler- und Eventmanager im Unruhezustand, eine traurige Aktualität: Fritz Portner, 77, ist am Dienstag vor einer Woche in der glarnerischen Klöntal-Region in unwegsamem Gelände bei einem Sturz tödlich verunfallt.

Hier geht es zum
vollständigen Bericht
inklusive Video-Talk mit
Fritz Portner:



Wenn die **Ehefrau** und die **Kinder** nicht mehr zurückkehren

Die Horrorgeschichte der Entführung der eigenen Kinder:
Sie wurde für Korkut Canayakin zur Realität. Der Ostschweizer
hat eine Möglichkeit entdeckt, dennoch seinen Seelenfrieden
zu finden. Auch wenn der Weg dahin äusserst steinig ist.

Text: Manuela Bruhin, **Bild:** zVg.

«Krisen im Leben bringen uns einen Schritt weiter.»

Korkut Canayakin möchte bei der Wahrheit bleiben. Auch wenn diese schmerzhaft ist. Und es bedeutet, dass er oftmals immer und immer wieder das Gleiche erzählen muss. Wenn er doch eigentlich lieber vergessen möchte. Das ist aufgrund der vielen Gerichtsurteile und Behördengänge ohnehin nicht möglich. Was sich liest wie eine Vorlage für einen Thriller oder ein Familiendrama für Film und Fernsehen, sie wurde für den gebürtigen Türken zum täglichen Wahnsinn. Dennoch möchte er nach vorne blicken und sagt: «Krisen im Leben bringen uns meist einen Schritt weiter. Ich habe gelernt, meine Gefühle zu beherrschen.»

Die Beherrschung, welche Korkut Canayakin an den Tag legen muss, ist gross. Er hat jedoch einen Weg gefunden, Frieden mit seinem Schicksal zu schliessen: die Fotografie. «Sie ist für mich pure Bewunderung unserer Existenz

und eine Form der Meditation», sagt er. Die Technik fasse zusammen, was für den Menschen schwierig zu verstehen sei: das grosse Gleichgewicht des Lebens. Besonders bei der Nachtfotografie werde ihm die Herrlichkeit dieses Universums vor Augen geführt. «Plötzlich wird dir klar, dass sich unsere täglichen Verantwortungen und weltlichen Probleme auf einem Staubkorn im Universum abspielen.»

Lüghafte Versprechen

Seine Leidenschaft für die Fotografie entdeckte Korkut Canayakin bei der Geburt seiner Tochter. Bereits zuvor lebte er in der Schweiz, seine Frau reiste ihm schliesslich durch den Familiennachzug hinterher. Das Paar bekam noch einmal Nachwuchs, der Wohnsitz blieb jedoch in der Schweiz. Es war üblich, die Sommerferien in der Türkei zu verbringen. Bis seine Frau und die beiden Kinder schliesslich nicht mehr zurückkehrten. «Alle Versprechen, die sie vor der Ehe gegeben hat, waren zu schwer für sie zu tragen oder sie waren Lügen», erzählt Canayakin. Eine stabile Beziehung lebe von Ehrlichkeit – seine Frau jedoch hielt von einem Leben in der Schweiz nicht viel. Canayakin möchte nicht weiter ins Detail gehen, weil «die betreffende Frau hier keine Stellung nehmen kann». Die Entführung jedoch gehe auf Kosten des Kindeswohls und natürlich von ihm als Vater.





Seit einigen Jahren versuchen die Gerichte in der Türkei, den Fall zu lösen. Da seine Frau während des besagten Urlaubs ein Scheidungsverfahren eingeleitet habe, entschied das Gericht anfangs, dass Canayakin sich seinen Kindern nicht mehr nähern durfte. Dass er diese mehrere Monate nicht mehr zu Gesicht bekam, nagt noch heute an ihm. Inzwischen sind immerhin Besuche möglich. «Von Anfang 2018 bis zur Pandemie bin ich mindestens zweimal im Monat in die Türkei gereist, um meine Kinder zu sehen. Teilweise war ich sogar dreimal dort, um an Gerichtsverhandlungen teilzunehmen.»

Müdigkeit stellt sich ein

Inzwischen pendelt er monatlich. Das Amtsgericht in der Türkei habe nach zwei Jahren entschieden, dass es sich um Kindesentführung handle. Und eigentlich müssten die Kinder zurück in die Schweiz gebracht werden. Nur: Das Ober- und Bundesgericht hoben das Urteil auf. Nun muss das Verfassungsgericht darüber entscheiden. Inzwischen sind fünf Jahre ins Land gestrichen, Canayakin ist müde geworden. Er erinnert sich an einen Moment während der Verhandlung, in welcher die Tochter nach ihren Wünschen gefragt wurde. Sie habe erklärt, so Canayakin, dass sie bei ihrem Vater in der Schweiz leben will. Dass dies auch Jahre später immer noch nicht der Fall sei, grenzt für ihn an Hohn. «In Familienangelegenheiten gibt es

nach wie vor viele Vorurteile gegenüber Männern. Es ist sinnlos, Gerechtigkeit in einem solchen Umfeld mit Vorurteilen zu suchen.» Bevor er selber in einen solchen Fall verwickelt war, habe er andere Männer über dieses Problem klagend gehört. Aber leider habe er inzwischen am eigenen Leib zu spüren bekommen, dass der Volksmund oftmals findet, «der beste Vater ist nicht so gut wie die schlechteste Mutter». «Ich würde es sehr begrüßen, wenn sich einige Feministinnen in diesem Bereich engagieren würden, um die ideale Balance zwischen den Geschlechtern zu erreichen.»

Fotografie hilft

Bis es jedoch so weit ist, widmet sich Canayakin der Fotografie. Seine Werke konnte er sogar an der photoSCHWEIZ, der grössten Fachmesse für Fotografie in der Schweiz, ausstellen. Diese Tatsache bedeute ihm viel. Er versuche stets, sein Bestes für seine Kinder zu geben. «Aber es kann kein Vollzeitjob sein, ich kann manchmal nichts machen. Wenn ich andere Aufgaben erledige, schliesse ich den Deckel zu diesem Thema und mache weiter mit meinem Leben. Da hilft die Fotografie sehr.» Ein solcher Schicksalsschlag erzeuge viel Dunkelheit, welche alles Weitere wie die Arbeit, den Schlaf, die Hobbys und die positive Einstellung zum Erliegen bringe. Man könne sich schlicht auf nichts anderes konzentrieren. Die Fotografie helfe ihm dabei, fokussiert zu bleiben – aber auch auf andere Dinge Wert zu legen. «Jetzt bin ich in der Lage, meine Gefühle und Aufgaben zu schubladiesieren. Ich erlaube dem Dunklen nicht, das Licht zu beschatten.»

«Jetzt bin ich in der Lage, meine Gefühle und Aufgaben zu schubladiesieren.»

In Gais fand er seinen Zufluchts- und Kraftort

Er war gross, schlank, sportlich und charismatisch: Professor Alex Schneider aus St.Gallen. Manche in Gais mögen sich vielleicht noch an ihn erinnern, wenn er vom Bahnhof, mit Rucksack bestückt, in grossen Schritten Richtung «Schluch» wanderte, im Schlepptau seine Kinderschar. Trotz wissenschaftlichem Hintergrund war er offen gegenüber dem Feinstofflichen, Nichterklärbaren. Christine Picciolo-Schneider, seine zweite Frau, hat ihm nun ein Buch gewidmet.

Text: Claudia Hutter, Bilder: zVg.

«In ewiger Dankbarkeit» lautet die Widmung der Autorin, darüber ein Porträt ihres Mannes. Christine Picciolo-Schneider und Alex Schneider, der 2012 im Alter von 85 Jahren an einer Herzerkrankung starb, verband eine tiefe Liebe. Es war für beide eine späte Liebe. Alex war bereits 69, als er die um 19 Jahre jüngere Christine traf. Sie übersetzte die Sitzungen für die Klienten in seinem herrschaftlichen Haus in St.Gallen im Rotmonten-Quartier an der Tannenstrasse 1, wenn der Professor bekannte, spiritistische Medien aus England auf Besuch hatte.

Lebendiges Nachzeichnen in Worten

Die Autorin war sozusagen das deutsche Sprachrohr, wenn die Klienten ihre Botschaften

Die Autorin war sozusagen das deutsche Sprachrohr, wenn die Klienten ihre Botschaften von Verstorbenen erhielten.

von Verstorbenen erhielten. «Zu den bekannten Medien zählten damals etwa Ursula Roberts, Ivor James und Pam Beer», erläutert Picciolo-Schneider in einem Gespräch,

für das sie extra nach vielen Jahren wieder den Weg zum Haus im «Schluch» in Gais auf sich nahm. Der Hochfrequenztechniker ETH und spätere Professor für Physik und Mathematik an der Kantonsschule St.Gallen war bereits

verwitwet, Vater von fünf erwachsenen Kindern, Christine geschieden, drei erwachsene Töchter. So kamen der St.Galler, der als einziges Kind seiner Eltern Sophie und Johann Oskar Schneider-Kunzman zeitlebens in seinem Elternhaus wohnen blieb, und die Vorarlbergerin zusammen. Die Autorin beschreibt in ihrem Werk ihre Beziehung von den Anfängen bis hin zur Hochzeitsreise in die USA, stellt unzählige Rückblenden in die St.Galler Kindheit, Jugend- und Studentenzeit zusammen und zeichnet so ein lebendiges Bild eines ungewöhnlichen, innerlich wie äusserlich vornehmen, sportlichen, aber auch bescheidenen Professors und intensiven Naturburschen.

Sieben Jahre investiert

Der hochgeschossene Professor Schneider, der stets mit Krawatte und Anzug unterrichtete, war charismatisch, aber nie aufdringlich oder besserwisserisch. Er war ein gewandter Redner und Geschichtenerzähler auch vor grossem Publikum, gleichzeitig arbeitete er als strukturierter Wissenschaftler mit grosser Empathie für seine Mitmenschen. Als Pädagoge blühte er regelrecht auf. An der Kantonsschule St.Gallen hatte er seine wahre Berufung gefunden – junge, dem Leben zugewandte Menschen zu begeistern. Dies

«Büschelen» war für den Physiker ETH und Kantonschullehrer eine Form von Meditation.



Das Appenzellerhaus im Schluch in Gais ist 300 bis 400 Jahre alt. Hier war Alex Schneider oft mit seiner Familie, lebte einfach und naturnah.



Christine Picciolo-Schneider mit dem zweitjüngsten Sohn, dem Numerologen Peter Schneider, auf Besuch in Gais vor einigen Tagen.

Fotos: Claudia Hutter

tat er während 31 Jahren. Die Autorin, die nach wie vor im Haus in St.Gallen wohnt, in unmittelbarer Nähe zur Universität, hat in den letzten sieben Jahren intensiv recherchiert, das grüne, dicke Hängemäppchen ihres verstorbenen Mannes minutiös aussortiert, tagelang Tonbandaufnahmen von früheren Vorträgen transkribiert, geschrieben, gelöscht, nochmals begonnen und viele Momente ihrer gemeinsamen Lebensreise Revue passieren lassen. «Ich begann fünf Mal, dann holte ich mir Hilfe», sagt die 76-Jährige. Schliesslich war sich die Übersetzerin nicht gewohnt, selbst ein Buch zu schreiben. Sie erhielt in Schreibkursen Ratschläge bei einer Schreibtrainerin in Heidelberg, besuchte Workshops bei Ruth Schweikert in Zürich und liess ihr Manuskript schlussendlich von einer guten Freundin, die in Italien lebt, gegenlesen. «Ich müsse mich selbst mehr einbringen, riet diese mir. Das kostete mich grosse Überwindung», erzählt die Autorin. «Schliesslich war er der bekannte Professor mit einem schier unendlichen Wissen, ich nur die Übersetzerin und spätere Ehefrau.»

Im Sog zweier Liebenden

Alles, was die Autorin im Buch schildert, entspricht realen Gegebenheiten und Gesprächen. Schon als ihr Mann noch lebte, hatte sie immer wieder den Gedanken, all seine Manuskripte zusammenzutragen und daraus ein Buch zu erstellen. Doch ihr Leben mit Alex Schneider, der gerne und oft reiste, war zu intensiv. Seine

Geschichten – er liebte es, diese zu erzählen, denn TV kannte er nicht – waren zu spannend, um nur ein einziges Wort davon zu verpassen. «So schob ich mein Vorhaben immer wieder vor mich her, im Wissen, dass ich es eines Tages umsetzen werde», sagt Picciolo-Schneider. Entstanden ist nun ein Werk auf 472 Seiten im Verlag Tredition, in welches der Lesende eintaucht, um wie in einem Sog – getragen von der Anziehungskraft zweier Spätliebenden, die sich als Seelen wohl schon früher begegnet sind – dahinzugleiten. Die unzähligen Gegebenheiten und Details, die Alex und Christine auf Wanderungen und Reisen, bei Vorträgen und Zusammenkünften erlebten, lassen die Leserschaft an ihrer tiefen Beziehung, Christines unversiegbaren Neugier und Alex' umfassendem Wissen über die Existenz des Übersinnlichen und Paranormalen teilhaben. Das reich bebilderte Buch empfiehlt sich all jenen, die vom Blick hinter das vordergründig Erklärbare angetan sind und gleichzeitig einer markanten Ostschweizer Persönlichkeit begegnen möchten. Vielleicht mögen sie auch einen Hauch von Ahnung haben, wenn sich Seelen mehr als einmal auf Erden einstellen, um ihre irdischen Lektionen in der heilsamen Kraft der bedingungslosen Liebe zu erfahren. Das Buch ist im Buchhandel oder online erhältlich.

Doch ihr Leben mit Alex Schneider, der gerne und oft reiste, war zu intensiv.





Blick vom Schluch Richtung Säntis: Alex Schneider liebte das Einfache und Authentische. Dazu gehörten auch das Appenzellerland und der Alpstein.

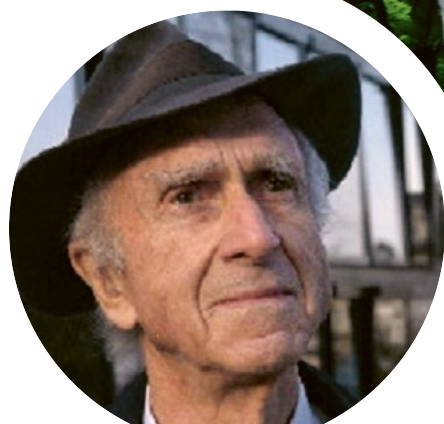


Arbeitete sieben Jahre an ihrem Werk: Autorin, Psychotherapeutin und Übersetzerin Christine Picciolo-Schneider. Foto: pd



Mit dem Raupenfahrzeug beförderte die Familie Schneider den Hausrat hinauf bis zu ihrem Grundstück im Schluch (im Bild Alex Schneider). Foto: pd

Magie in und ums Haus: Hier begegnen sich Kunst, Natur und heilsame Kräfte.



Alex Schneider

Wer war der Professor mit dem markanten Gesicht?

Nach seinem Studium an der ETH in Zürich war Prof. Dipl.-Ing. Alex Schneider (1927–2012) mehrere Jahre in der Industrie tätig. Danach unterrichtete er während 31 Jahren Physik an der Kantonsschule St.Gallen. Er liebte es, junge Menschen zu begleiten und für die Phänomene der Physik, aber auch der Parapsychologie zu begeistern. Seine abenteuerlichen Maturareisen waren ein Highlight für die Schüler. Schon früh in seinem Leben hat sich der begeisterte Alpinist, der auch Mitglied des SAC (Schweizerischer Alpenclub) war, für das Geheimnisvolle, Mystische und auf Anhieb nicht Erklärbare geöffnet. Angeregt durch die Lektüre der Autobiografie von Paramahansa Yogananda, einem auch für den Westen bedeutenden Lehrer aus Indien, vertiefte er sich ab 1953 in unterschiedliche Grenzgebiete der Wissenschaft und Forschung. Die Begegnung mit dem lettischen Tonband-Stimmenforscher Konstantin Raudive veranlasste ihn, die Parapsychologie ab 1967 systematisch zu erforschen. Seit den 1970er-Jahren führte er zu diesen Themen gut besuchte Kurse und Vorlesungen an Gymnasien, Universitäten und Volkshochschulen durch. Als Forscher wie auch als Patient hat er Hunderte von Geistesheilerinnen und Geistesheilern aus allen Kontinenten mit unterschiedlichem kulturellen Hintergrund persönlich kennengelernt und unvoreingenommen studiert. Viele spiritistische Medien aus England gingen bei ihm im grossen Haus im Rotmonten-Quartier in St.Gallen ein und aus und hielten dort ihre Séancen mit Klienten ab. Alex Schneider war Mitbegründer und während vieler Jahre Präsident der Basler PSI-Tage, zudem Präsident des Schweizerischen Verbands für Natürliches Heilwesen (SVN). Im appenzellischen Gais zog er sich in sein über 300-jähriges Bauernhaus zurück, wo er seine Freizeit und Ferien verbrachte – eingekehrt und weltoffen zugleich, naturnah, bescheiden und stets wohlwollend gegenüber Besuchern und Suchenden. Das Haus im Schluch ohne Zufahrt ist nach wie vor in Familienbesitz. (ch)

Die Stimme der Konfessionslosen

Die Freidenker sind Humanisten, die den Staat komplett von den Religionen trennen möchten. Gino-Enrico Kaufmann aus Berneck ist Präsident der Sektion Ostschweiz; er versteht sich nicht als Kampfatheist, sondern steht ein für Dialog und Erkenntnis durch Evidenz der Sache. Religion soll dabei reine Privatsache sein.

Text: Michel Bossart, Bild: Keystone/DPA/Fabian Strauch

Gut ein Drittel aller in der Schweiz wohnhaften Menschen gehört offiziell keiner Religionsgemeinschaft an. Ob diese Menschen auch tatsächlich religionslos sind, ist unklar. Gerade ehemalige Angehörige der drei «Staatsreligionen» haben sich vielleicht aus säkularen oder pekuniären Gründen für einen Kirchenaustritt entschieden, würden sich selbst aber nicht als Atheisten oder Agnostikerinnen bezeichnen. Eines ist ihnen aber gemein: Sie sind in irgendeiner Form unzufrieden mit der Organisation und Verandelung von Kirche und Staat.

Einige von diesen Menschen, die Religion als reine Privatsache sehen und sich für eine radikale Trennung von Kirche und Staat einsetzen, sind die Freidenker. Die Sektion Ostschweiz der Schweizer Freidenker-Vereinigung zählt 99 Mitglieder zwischen 19 und 87 Jahren; ihr Präsident ist der 35-jährige Gino-Enrico Kaufmann aus Berneck. Er erläutert: «64 Prozent der Freidenkenden bezeichnen sich als Atheisten, andere sind zum Beispiel Pantheistinnen oder Agnostiker – doch alle haben sich vertieft mit dem Thema Religion auseinandergesetzt.»

«Viele haben ihre Religion noch nie hinterfragt.»

Viele Katholiken und Reformierte seien in ihre Religion hineingeboren worden und haben ihre Mitgliedschaft noch gar nie hinterfragt, meint er weiter und lacht darüber, dass man den Freidenkern nachsagt, sie seien Kampfatheisten: «Mit Kampf haben wir nichts am Hut. Aber mit Dialog. Wir selbst bezeichnen uns als Humanisten.»

Keine Steuergelder für den Vatikan

Anstatt religiösen Mythen, Dogmen und Richtlinien verpflichten sich die Freidenkenden den humanistischen Errungenschaften, wie beispielsweise den Menschenrechten und den wissenschaftlichen Erkenntnissen. Dabei behalten sie im Hinterkopf, dass die Wissenschaft niemals abgeschlossen oder gar vollkommen ist, sondern dass sie sich stets auch selbst kritisch hinterfragen muss.

Die als Verein organisierte Gemeinschaft versteht sich nicht primär als politische Partei, sondern sucht eher die Zusammenarbeit mit den etablierten politischen Kräften, um ihr Ziel – die Trennung von Kirche und Staat – zu erreichen. Trotz der bescheidenen Mittel kann es aber sein, dass die Freidenker-Vereinigung selbst aktiv wird: So geschehen in Luzern, wo sie das Referendum gegen einen Kantonsratsbeschluss ergriffen hat, der mit Steuergeldern den Bau einer neuen Kaserne für die Schweizer Garde im Vatikan unterstützen will. Weil keine Partei von sich aus aktiv wurde, luden die Freidenker Politiker und Politikerinnen aus allen Parteien ein, ein gemeinsames Komitee zu bilden. Zwölf Personen von Juso, SP, Jungen Grünen, Grünen, JGLP, GLP, FDP und JSVP aus dem ganzen Kanton einigten sich schliesslich auf ein gemeinsames Vorgehen und im Nu waren die benötigten 7500 Unterschriften gesammelt. Nun hat die Stimmbevölkerung im kommenden September die Gelegenheit, sich in dieser Sache zu äussern.

«Wir bezeichnen uns als Humanisten.»

Schikanöser Kirchenaustrittsformalismus

In der Ostschweiz beziehungsweise im Kanton St. Gallen gebe immer wieder die amtliche Beglaubigung des Kirchenaustrittsschreibens zu reden, moniert Kaufmann. Für ihn ein klares Zeichen, dass man den Kirchenaustritt so schikanös und kompliziert wie möglich machen will. Das Problem lässt sich allerdings nicht auf

säkulare Weise lösen, sondern bedarf einer wohl aussichtslosen Revision des entsprechenden Artikels in der Kirchenverfassung. Oder: Wer sich auf dem Friedhof bestatten lassen, aber auf eine kirchliche Zeremonie verzichten will, stösst vielerorts auf Unverständnis und Ablehnung. «Und das, obwohl die Friedhöfe der Gemeinde und nicht der Kirche gehören!», regt sich Kaufmann auf. Sind den Freidenkern denn solche religiös angehauchten Rituale wie Taufe, Hochzeit oder Beerdigung überhaupt wichtig? «Natürlich!», meint Kaufmann. Dass man neue Erdenbürger willkommen heisse oder sich von geliebten Menschen würdig verabschiedet, entspreche einem Bedürfnis von allen Menschen. Kaufmann stört sich aber daran, dass die Kirche meine, ein Monopol auf diese rituellen Zeremonien zu haben. Die Freidenker und ihre Sympathisanten greifen da lieber auf eigene, weltliche Ritualbegleiter zurück.

«Religion soll reine Privatsache sein.»

Schwierige Entflechtung von Kirche und Staat

Wie eng Religion und unser Alltag miteinander verwoben sind, ist vielen Menschen vielleicht gar nicht mehr bewusst. Dass wir am Sonntag nicht arbeiten oder Weihnachten und Ostern frei haben, wird als gegeben hingenommen, auch wenn für viele diese Feiertage gar nichts mehr mit Religion zu tun haben. Dabei könnten diese religiösen Feste ja auch von säkularen Feiertagen – zum Beispiel dem Tag der Arbeit oder dem Welthumanistentag – abgelöst werden. Mehrheitsfähig sind solche Vorstösse in der Schweiz allerdings wohl noch lange nicht.

Die nationale Monitoringstelle der Freidenker weist unermüdlich auch auf andere anti-humanistische Traditionen und Gebaren hin, die unhinterfragt und oft im Namen oder zugunsten der offiziellen Landeskirchen hingenommen werden: Kirchensteuern für Firmen zum Beispiel; oder Knabenbeschneidungen.

«Wir sind in erster Linie konstruktive Kritiker», sagt Kaufmann und unterstreicht, dass Religionen durchaus ihre Daseinsberechtigung haben. Allerdings nur für diejenigen, die das wollen, und nicht staatlich aufgezwungen durch irgendwelche Verfassungsartikel oder Präambeln. Religion soll reine Privatsache sein.



Hintergrund

Freidenker erheben den Anspruch, dass sich ihr Denken nur durch die Evidenz der Sache und nicht durch Autorität bestimmen lässt, und treten für eine politisch und sozial selbstverantwortliche Lebensgestaltung ein. Freidenker verstehen sich als Atheisten, Agnostikerinnen oder Skeptiker, treten für einen säkularen Humanismus ein und lehnen (religiöse) Dogmen strikte ab. Die Schweizer Freidenker sind in elf regionalen Sektionen und dem nationalen Dachverband (Freidenker-Vereinigung der Schweiz, FVS) organisiert. Insgesamt zählt die FVS rund 1800 Mitglieder. Der Dachverband und die Sektionen organisieren regelmässig Vorträge, Podien und kulturelle Anlässe sowie alle drei Jahre ein mehrtägiges Wissensfestival, das Denkfest und jeden Sommer das Camp Quest, ein wissenschaftlich-humanistisches Sommerlager für Kinder und Jugendliche zwischen 9 und 15 Jahren. www.frei-denken.ch

Sie können mehr! Wir zeigen Ihnen, wie.

Kommunikations- und Auftrittsseminare
von Frauen für Frauen.

Jetzt
anmelden!



alphaberta.ch

**ALPHA
BERTA**



ENTSORGEN, TRANSPORTIEREN,

RÄUMEN – UND VIELES MEHR...

**Transport, Logistik und Recycling für
Private, Gewerbe und Industrie.**

www.hugelshofer.ch

HUGELSHOFER  **GRUPPE**

Hugelshofer Gruppe · Juchstrasse 45 · CH-8500 Frauenfeld · Telefon +41 52 728 05 11

Die liegende Acht



Als Mark Zuckerberg dem Facebook-Mutterkonzern im vergangenen Oktober den neuen Namen «Meta» gab, wählte er das Unendlichkeitszeichen, die liegende Acht, als Symbol. Mit dem neuen Namen will der Facebook-Gründer den Fokus auf die neue virtuelle Umgebung «Metaverse» lenken, in welcher er die Zukunft der digitalen Kommunikation sieht.

Was dürfen wir unter Metaverse verstehen?

«Der Begriff «Metaverse» bezeichnet ein Überuniversum, eine Welt jenseits unserer heutigen realen Welt.»

Was Metaverse wirklich sein wird, wenn es denn wird, wissen viele nicht, die derzeit Milliarden von Franken in dieses Projekt investieren.

Die liegende Acht oder die Lemniskate, wie das Unendlichkeitszeichen auch genannt wird, ist ein Symbol, welches der Gründer unserer Ordensgemeinschaft, der heilige Vinzenz Pallotti (1795–1850), mit Gottes unendlicher Liebe und seiner unendlichen Grösse in Verbindung brachte. Pallotti war ein Mensch, der damals schon grösser und weiter dachte. Darin ist er mir immer wieder Inspiration.

In neuen Kategorien denken, auch in Kategorien, welche beängstigend sein können, sollten wir immer wieder. Grösser denken, wenn es darum geht, Visionen zu entwickeln. Grösser denken und etwas wagen. Grösser denken in der Wirtschaft, der Politik und vor allem auch in der Kirche.

Die liegende Acht ist mir immer wieder Inspiration dazu.

**Andy Givel, Pallottiner
Pfarradministrator der
Seelsorgeeinheit Gossau**



Hier geht es zu den bereits erschienenen Kolumnen von Andy Givel:

Zu Ehren einer Legende

Am 16. Oktober 2021 wurde bei der Autobau-Erlebniswelt der «Clay Regazzoni Honor Room» eröffnet. Der Tessiner war der erfolgreichste Schweizer Rennfahrer aller Zeiten. Seine Formel-1-Siege auf Ferrari und Williams in den 1970er-Jahren sind heute noch legendär. Aufgrund eines Bremspedalbruchs seines Ensigns erlitt er 1980 in Long Beach (USA) allerdings einen schweren Unfall, der seine Formel-1-Karriere jäh beendete. Auf der Autobahn in der Nähe von Parma ereilte ihn 2006, kurz vor Weihnachten, viel zu früh der Tod. Die Familie Regazzoni baute einen «Clay Regazzoni Memorial Room» in Lugano, in dem seine Rennwagen, seine Sportwagen, seine Pokale und Trophäen sowie zahlreiche Erinnerungsstücke aus seiner sportlichen Zeit ausgestellt waren. Die Familie suchte eine optimale Nachfolgelösung und Romanshorn lag da auf der Hand.

Die Übertragung an Fredy Lienhard, dem Gründer der «Autobau-Erlebniswelt» war für die Familie eine zukunftsorientierte und einmalige Gelegenheit. «Es war ohnehin ein Neubau geplant, der Clay Regazzoni Honor Room konnte in die Planungen mit einbezogen werden und zeigt nun auf zwei Etagen die Erinnerungsstücke», sagt Fredy Alexander Lienhard, Kurator und Verwaltungsrat der Autobau-Erlebniswelt. Prunkstück: Der Formel-1-Ferrari 312t aus dem Jahr 1975, als Regazzoni Teampartner von Niki Lauda war. Die Ausstellung vermittelt nicht nur einen Eindruck von der Karriere als Formel-1-Pilot, sondern befasst sich auch mit der Zeit nach dem schweren Unfall 1980. Wie während seiner gesamten Karriere als Pilot blieb Regazzoni ein Kämpfer und er wirkte bei der Entwicklung leistungsfähiger Systeme für Handbetrieb mit, dank denen Behinderte sportliche Fahrzeuge lenken und sogar Autosport betreiben können.

Zu sehen ist das Auto in der Ausstellung der Autobau-Erlebniswelt in Romanshorn.



Weitere Information unter:



«Um eine Brut aufzuziehen, verfüttern die Schleiereulen gegen tausend Mäuse»

Im grossen Nistkasten im Dachstock des Bauernhauses von Beat und Rosmarie Sauter-Blaser in Altnau am Bodensee kuscheln sich sieben junge Schleiereulen aneinander. Ihr markantes Äusseres wird von dem auffällig weissen Gesichtsschleier geprägt. Zum zweiten Mal brüteten die «potenziell gefährdeten» Eulen auf dem Biohof, vorher bereits Turmfalken.

Text und Bilder: Urs Oskar Keller

Im grossen Nistkasten im Dachstock des neueren Bauernhauses von Beat und Rosmarie Sauter-Blaser an der Hermannshofstrasse in Altnau hoch über dem Bodensee kuscheln sich sieben junge Schleiereulen aneinander. Vorsichtig nimmt die Biologin Bettina Almasi, die bei der Schweizerischen Vogelwarte arbeitet, die 270 bis 420 Gramm leichten Vögel aus dem grossen Holzkasten zur Beringung und Vermessung und legt sie einzeln in feine Stoffsäckchen. Ruhig und ohne Piepen und Geschrei lassen die Tiere das kurze Prozedere mit dem Anbringen von Aluminiumringen über sich ergehen. Dann werden sie wieder behutsam in den Nistkasten zurückgelegt. Für Nahrung ist im Kasten gesorgt: Einige Mäuse liegen tot im Nest.

Grosse Freude

«Seit Mai nisten zum zweiten Mal Eulen in unserem Haus», freuen sich Beat und Rosmarie Sauter-Blaser auf ihrem Biohof hoch über dem Bodensee. 33 Tage lang brütet das Weibchen die Eier aus. «Unsere ganze Familie und Freunde verfolgen die Entwicklung der sieben Jungen mit grossem Interesse. Dank einer Überwachungskamera können Interessierte die Eulen am Bildschirm sehen. In den letzten Jahren war jeweils ein Turmfalkenpaar bei uns.» Die Nestlingsdauer bzw. Flugfähigkeit beträgt 63 bis 84 Tage.

Die Schleiereule gehört mit ihrem herzförmigen Gesicht und den dunklen Augen zu den interessantesten Eulen der Schweiz. Die nachtaktiven Eulen leben meist in besiedelten Agrarlandschaften. Die Tiere nisten gerne in Nistkästen, welche in Scheunen oder Dachstöcken aufgehängt werden. «Die Schleiereulen bleiben das ganze Jahr über in ihrem Brutgebiet und sind darum auf ein ausreichendes Futterangebot während des ganzen Jahres angewiesen. Dies finden sie in einer reich strukturierten Landschaft mit Hecken, gestuften Waldrändern, Streuobstwiesen und ökologischen Ausgleichsflächen. Um eine Brut aufzuziehen, verfüttern die Schleiereulen gegen 1000 Mäuse», sagt die promovierte Biologin Almasi.

Herzförmiger Gesichtsschleier

Das charakteristische Gesicht der Schleiereule ist rundlich und wirkt flach wie eine Scheibe. Dank ihres herzförmigen Gesichtsschleiers lasse sich die Schleiereule leicht von anderen Eulenarten unterscheiden, sagt Almasi. Ihm verdankt das Tier auch seinen Namen. Die relativ grossen schwarzen Augen seien ebenfalls auffällig. Dafür fehlen der Schleiereule die für einige Eulen typischen Federohren.

Was lösen Eulen beim Beobachter aus? Was ist es, das uns vielleicht beunruhigt und beglückt, erschreckt und anregt? – «Es ist ein menschenähnliches Antlitz, das mit seinen unvergesslichen Augen zur Auseinandersetzung zwingt. Eine Kreatur der Nacht, unterwegs auf leisen Schwingen, alles rundum wahrnehmend. Etwas Nahes, etwas Fremdes. Verwandt und unerklärlich», schreibt Desmond Morris in seinem Buch «Eulen – Ein Portrait».

Der bis maximal 35 Zentimeter grosse Vogel verfügt über ein weisses bis hellbraunes Gefieder und über eine Flügelspannweite von rund 90 Zentimetern. Die langen Flügel verhelfen der Eule zu einem gleitenden Flug, der dank gezählter Federn nahezu lautlos erfolgt und ihr bei der Jagd nach kleinen Nagetieren zugutekommt.

Viele Nistkästen aufgehängt

Die Nähe zum Menschen bringe der Eule Vorteile. Bettina Almasi: «Denn wo Landwirtschaft betrieben wird und damit offenes Gelände zur Verfügung steht, gibt es für die Schleiereule oft ausreichend Nahrung.» Nach einem guten Mäusejahr gibt es entsprechend viel Nachwuchs und Jungvögel verbleiben in der Nähe des elterlichen Reviers. Das Brutverhalten und die jährlichen Bestände der Schleiereule sind stark vom Mäuseangebot und der Härte des Winters abhängig.

Almasi fand in diesem Jahr im Thurgau schon einige Schleiereulenbruten. Seit 17 Jahren findet ein durch die Schweizerische Vogelwarte in Sempach koordiniertes Förderprogramm statt, bei welchem auch Bird-Life Thurgau seit 2012 aktiv mitmacht. Bettina Almasi: «Im Kanton Thurgau wurden über 300 Nistkästen für Schleiereulen aufgehängt. Sehr viele sind von Turmfalken besetzt, rund 20 eben von den Schleiereulen.»



Das «Gewöll» wird untersucht

Auch das «Gewöll» untersucht Biologin Almasi mit Hingabe. Was der Vogel als Ganzes hinunterschlingt, birgt Probleme: Unverdauliches muss nach Stunden, zu einem «Speiballen» verschleimt, hervorgewürgt werden – beliebtes Forschungsmaterial für Wissenschaftler. Anhand der im Gewöll vorhandenen Schädel kann das Beutespektrum der Schleiereule festgestellt werden.

Ein Grossteil der Nahrung der Schleiereule besteht aus Wühlmäusen. Die Schleiereule kann deshalb auch einen wesentlichen Beitrag zur Wühlmausbekämpfung beitragen. Bettina Almasi: «Wühlmäuse haben das Potenzial, grossen Schaden an landwirtschaftlichen Kulturen anzurichten. Die Mäuse wird man auch nie ganz aus der Kulturlandschaft vertreiben können – weder mit Gift noch mit mechanischer Bekämpfung. Schleiereulen sind da sehr effiziente Jäger und helfen dabei, dass sich Wühlmäuse nicht übermässig vermehren.» Aber nur wenn wir auch ganzjährig das Futterangebot und die Erreichbarkeit der Kleinsäuger sicherstellen, hat die Schleiereule in unserem Kanton eine Chance. «Helfen kann man ihr, unter anderem durch Anlegen von Kleinstrukturen, Buntbrachen, Hecken oder durch das Aufstellen von Sitzwarten.»

Beat und Rosmarie Sauter-Blaser: «Die Wühlmäuse vermehrten sich in letzter Zeit explosionsartig und verursachen riesige Schäden an den landwirtschaftlichen Kulturen. Dank des Futterüberschusses entwickelt sich die Schleiereulenpopulation momentan erfreulich. Als Landwirte freuen wir uns jedenfalls über jede Schleiereule, jedes Wiesel und jeden Turmfalken und wir müssen alles tun, um sie zu fördern. Warum? Mit Chemie und grossen Traktoren kommen wir – einmal mehr! – hier nicht weiter.»

«Potenziell gefährdet»

In der Schweiz gilt die Eule als «potenziell gefährdet» und ist damit noch nicht auf der Roten Liste, bestätigt die Schweizerische Vogelwarte in Sempach LU. Der Schleiereulenbestand wird auf 200 bis maximal 1000 Brutpaare geschätzt. In Europa gilt die Schleiereule nicht als gefährdet. Mindestens 110 000 Brutpaare soll es hier geben.

Leider sterben etwa 80 Prozent der Jungvögel in der Schweiz im ersten Lebensjahr. «Wenn sie aber das erste Jahr überlebt haben, dann ist die Überlebenswahrscheinlichkeit viel grösser. Im Durchschnitt werden sie vier



Jahre alt. In der Freiheit gibt es aber auch solche mit elf Jahren», sagt Bettina Almasi. Warum die hohe Sterblichkeit? Almasi: «80 Prozent Sterblichkeit von Jungvögeln findet man bei vielen Arten. Dies ist nicht ungewöhnlich. Bei den Eulen im Adultstadium kann es in strengen Wintern mit geschlossener Schneedecke zu einer erhöhten Sterblichkeit kommen, welche dann auch lokal zum Verschwinden der Schleiereulen führen kann. Wenn es der Population gut geht, kann sie aber solche Einbrüche rasch wieder kompensieren. In guten Jahren kann ein Brutpaar zwei Gelege erfolgreich aufbringen, also zehn bis zwölf Jungvögel produzieren.»

Beute in Schockstarre

Bislang war unklar, weshalb manche der nahezu lautlos fliegenden Schleiereulen ein helles Gefieder besitzen, was für nachtaktive Tiere äusserst ungewöhnlich ist. Dieser Frage ist ein internationales Forschungsteam vor einigen Jahren nachgegangen. Wie das Fachmagazin «Nature Ecology & Evolution» 2019 schreibt, haben die Wissenschaftler bei Experimenten ausgestopfte helle und dunkle Eulen an Leinen befestigt durch das Mondlicht auf Feldmäuse fliegen lassen, um einen Angriff zu simulieren. Dabei sahen sie, dass das helle Gefieder der Testeulen im Licht des Mondes geradezu strahlte. Dies versetzte die kleinen nachtaktiven Beutetiere in eine kurze Starre. Diese Schockstarre machen sich die Eulen offenbar zunutze und können die Mäuse daher leicht fangen.



Direktbeobachtung dank Webcam

Die Eule lebt seit ewigen Zeiten in bewährter Weise: Nächtliche Aktivität wechselt mit erholsamer Tagesruhe. Das kann man seit 2021 auch auf der Internetseite des Natur- und Vogelschutzvereins Langrickenbach-Alttau sehen. Der Verein übernahm auch die Kosten von Gerät und Installation.

Mit Workshops aus der Krise

Der Museums- und Produktionsbetrieb Typorama hat pandemiebedingt zwei schwierige Jahre hinter sich. Deshalb wurden verschiedene Workshops ins Leben gerufen, um den Betrieb wieder auf Vordermann zu bringen. Und die Idee funktioniert.

Text: Manuela Bruhin, Bilder: zVg.

Ein Stück Vergangenheit, das aber durchaus seine Daseinsberechtigung hat – und darüber hinaus noch verschiedenste Drucksachen in Bleisatzhandwerk herstellt: Das Typorama in Bischofszell verfügt von Zeilensetzmaschinen, Typographen, Titelsetzmaschinen und Monotype-Anlage bis hin zu Schnellpressen wohl über alles, was das Druckerherz begehrt. Die Maschinen zeigen den Besuchern einerseits die Handsetzerei. Andererseits produzieren die Anlagen nach wie vor verschiedenste Druckaufträge.

«Wir sind froh, dass es wieder anzieht.»



Weitere Informationen
unter typorama.ch

1979 wurde das Setzmaschinenmuseum von Paul Wirth gegründet, welches sich schliesslich in eine komplette Buchdruckerei umwandelte.

Das Museum will kein verstaubter Ort sein – und wird so durch den Produktionsbetrieb aufgewertet. Seither begeistern die Zeitzeugen das Publikum. Dennoch waren die vergangenen zwei Jahre keine einfachen, wie der Geschäftsführer Percy Penzel sagt: «Auch wir mussten coronabedingt schliessen, hatten Einbussen zu verzeichnen. Nun sind wir froh, dass es wieder anzieht.»

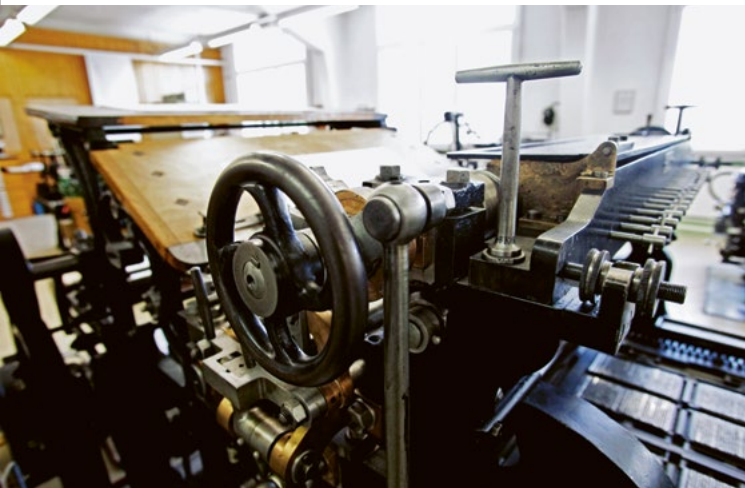
Um das Geschäft bestmöglich wieder ins Rollen zu bringen, werden verschiedenste Workshops organisiert. Diese erfreuen sich grosser Beliebtheit, so Penzel weiter. «Die Leute sind froh, dass wieder Normalität zurückkehrt und sie sich vor Ort austauschen können.» Beim Linolschnitt können die Teilnehmer gleich ihre Karten selber gestalten. Für Fragen ist ein Experte vor Ort. Den Leuten soll so die Angst genommen werden, etwas falsch zu machen. «Wir zeigen auf, was möglich ist, und motivieren sie zugleich.»

«Wir wollen den Leuten die Angst nehmen.»

Nicht nur ältere Personen besuchen die Workshops. Jeden Mittwoch gibt es einen Miniworkshop für Kinder, welcher ebenfalls gut besucht ist. Zudem ist das Typorama unter der Woche täglich geöffnet.

Wie viel Herzblut im Betrieb steckt, zeigt die grosse Anzahl der freiwilligen Helfer, welche unzählige Stunden dafür verwenden, die Maschinen am Laufen zu erhalten. Ohne die Unterstützung seitens des Kantons sowie des Fördervereins würde es aber nicht funktionieren.

Neu werden auch Selbstführungen angeboten. Mit einem Führungsprospekt, Beschreibungen an den Maschinen sowie QR-Codes werden die Abläufe und Funktionen der Maschinen sichtbar gemacht. Und sie sind wohl ein weiterer Beweis dafür, dass auch in einem Museum die Zeit eben nicht stillsteht.



Es ist okay, deine Meinung zu ändern



Kennst du diese übermässig erfolgreichen Leute, die an TED-Talks darüber sprechen, wie sie erfolgreich geworden sind? Jedes Mal, wenn ich so jemandem zuhöre, geht es immer um das Gleiche: «Du darfst niemals aufgeben. Nur wer nicht aufgibt, kommt weiter.»

Ich glaube, das ist gelogen. Nenn mich eine Pessimistin, aber ich glaube nicht mehr daran. Ich bin ein sehr ambitionierter Mensch, aber wie oft kann ein Mensch versagen, bevor er sein Limit erreicht hat?

Ich bin gerade an so einem Tiefpunkt, an dem ich einmal mehr meine Entscheidungen infrage stelle. Wieso ich nicht gut genug war, um diese Prüfung zu bestehen, oder warum ich diese Stelle schon wieder nicht bekommen habe. Ich fange an zu vergleichen, was ich nicht habe und nicht erreichen werde, und lasse – wie so oft – aussen vor, was ich schon alles geschafft habe. Noch immer ist aufgeben keine Option, aber meine beste Freundin hat mir letztens ins Gewissen geredet: Es ist okay, seinen Weg und vor allem seine Meinung zu ändern.

Schon seit ich klein bin, weiss ich, ich will etwas mit Medizin machen. Ich habe mich in die-

se Wissenschaft verliebt, nur um jetzt herauszufinden, dass sie sich nicht in mich verliebt hat. Ich bin wahnsinnig schlecht in dem, was ich so gerne tue.

Es wird kein Aufgeben sein, wenn ich merke, dass mein Limit erreicht ist und ich meinen Weg in eine andere Richtung einschlagen werde – auch wenn es jetzt noch nicht so weit ist. Ich werde meinen Weg machen und ich weiss, es wird kein Aufgeben sein, denn ich werde so lange, wie ich kann, durchhalten, bis mein Limit erreicht ist. Das ist nicht aufgeben. Das ist loslassen und dies ist eine gute Charaktereigenschaft! Es ist okay, deine Meinung zu ändern, solange du es dir eingestehen kannst, wann dein Limit erreicht ist.

Lea Müller (*2001) ist Studentin in Fribourg. Sie interessiert sich für Sport und schreibt seit ihrem 12. Lebensjahr Geschichten.

Privilegierte dritte Etage



Mein WG-Zimmer in Erfurt befindet sich im dritten Stock eines Altbau-Gebäudes, von dessen Fenster ich ganz einfach auf die Welt unter mir bspähen kann. Fussgänger, rasende Autos, die Strassenbahn im 10-Minuten-Takt, der Kiosk an der Ecke, die Sparkassenfiliale gegenüber. Von hier oben sieht alles so klein und unbedeutend aus. Ohne jeglichen Zusammenhang, die Dinge geschehen einfach so, hintereinander, ohne Muster. Ich kann beobachten, wie die Polizei streitende Jugendliche auseinanderzerrt oder wie sich die Omi im Schneckentempo, auf den Rollator gestützt, zum nächsten Supermarkt quält. Ich erkenne aber auch lachende Kinder, junge Paare mit Kinderwagen spazierend, betrunkene, lauthals singende Studentinnen nach Mitternacht. Das pure Leben spielt sich drei Stockwerke unter mir ab.

Und dann ist da diese Sparkasse. Rund um die Uhr geöffnet, nur ein kleiner Raum mit einem Geldautomaten, kläglich beleuchtet. Oft verlassen und fast gelangweilt, nur darauf wartend, dass irgendein zugerührter Anfang-20-Jähriger nachts noch ein paar Scheine abhebt, weil man im Club nicht mit EC-Karte bezahlen

kann. Oder dass ein Mann mittleren Alters seinen Tesla um kurz nach 11 Uhr abends eilig vor der Filiale parkt, eine junge blonde Frau auf dem Beifahrersitz, er muss noch etwas Bargeld holen, das Date mit einem Cocktail ausklingen lassen. Ansonsten: ausgestorben. Niemand in der verlassenen Sparkasse.

Doch manchmal, nicht allzu selten, wache ich nachts von Geräuschen oder unberauschenden Träumen auf und sehe dort, drei Stockwerke unter mir in der Sparkasse, zusammengerollt in der Ecke, einen miserablen Menschen liegen. Jemanden ohne ein Zuhause, verscheucht oder vertrieben oder verlassen worden. Ein Jemand, der Zuflucht in der Sparkasse sucht.

Und was tue ich? Ich empfinde einen kurzen Schwall von Mitleid, trinke ein Glas Wasser und lege mich wieder in mein warmes, wohlbehütendes Bett.

Von der dritten Etage aus sehe ich Menschen in unausweichlichen Situationen. Und ich? Ich weiche aus, gleite mitten in den Schlaf hinein. Was ist nur los mit mir?

Lea Tuttlies (*2002) aus Amriswil ist angehende Studentin.

Chronisch kranke Gesellschaft

Gesundheit ist etwas, was in unserer Gesellschaft allgegenwärtig ist, und die Medizin hat in den letzten Jahren beeindruckende Fortschritte gemacht.

Trotzdem steigt seit Jahren die Zahl an Menschen mit chronischen Krankheiten. Fast $\frac{2}{3}$ der Todesfälle weltweit lassen sich auf chronische Krankheiten zurückführen, und in der Schweiz leidet bereits jeder Vierte an einer chronischen Erkrankung. Diese Entwicklung wird bereits als «Pandemie in Zeitlupe» beschrieben und trotzdem wird dem nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt.

Leider ist auch unser Gesundheitssystem sehr reaktiv und nicht präventiv ausgerichtet. Das biomedizinische Modell (Fokus nur auf biologische Faktoren), welches die psychologischen und soziologischen Einflüsse auf unsere Gesundheit völlig ausser Acht lässt, steht dabei immer noch im Vordergrund. Das, obwohl es immer mehr Fachleute gibt, welche die Wichtigkeit dieser weiteren Faktoren aufzeigen.

Die Schulmedizin geht gar nicht bis zu den Ursachen vor, sondern stoppt meistens nach einer Diagnose und geht gleich zu Medikamen-

ten über. Dies unterdrückt jedoch meist nur die Symptome und kann sogar zur Bildung chronischer Krankheiten beitragen.

Ernährung, Psyche, soziale Umstände usw. werden also einfach nicht miteinbezogen, trotz Forschung, die uns das Gegenteil sagt.

Ich selbst leide an einer chronischen Erkrankung des Darms und mir wurde mehrfach von Spezialisten gesagt, Ernährung hätte keinen Einfluss und ich müsse einfach für den Rest meines Lebens Medikamente einnehmen. Als ich mich jedoch selbst informierte und darauf meine Ernährung umgestellt habe, ging es mir besser! Fachleuten zufolge kann es gut sein, dass 50 bis 70% aller Krankheiten ernährungsbedingt sind, also weshalb wird Ernährung immer noch nicht richtig ernst genommen?

Ich denke, all das zeigt wirklich, dass wir unser Verständnis von Gesundheit und dem Umgang damit ändern müssen, denn wenn wir das nicht tun, wird das jetzige Gesundheitssystem irgendwann die Konsequenzen einer chronisch kranken Gesellschaft tragen müssen.

Sarah Roth (*2001) aus Diepoldsau studiert in Basel Geschlechter- und Medienwissenschaften.



Alle bereits publizierten Artikel von der jungen Ostschweizerin finden Sie hier:

Es wird Zeit, sich nach einem Job umzusehen

Es ist hart, wenn einem beruflich die Felle davonschwimmen. Vielleicht bin ich aber auch selber schuld daran. Hätte früher an eine Umschulung denken sollen. Lehrkräfte werden gesucht, Lokomotivführer und Pflegepersonal. Wen niemand mehr braucht, sind Satiriker, weil wir in der Realsatire leben.



Ralph Weibel ist Autor und Nebelspalter-Redaktionsleiter.
ralph.weibel@nebelspalter.ch

Mich befällt etwas Unwohlsein, wenn ich an meine berufliche Zukunft denke. Verursacht wird dieses durch das Unwohlsein anderer Menschen, denen beim Anblick von Europäern, die sich mittels Dreadlocks und Reggae-Musik eine fremde Kultur aneignen, zum Kotzen ist. Und diese Menschen fühlen sich noch nicht einmal dem konservativen oder hinterwäldlerischen Teil der Bevölkerung zugehörig, sondern dem progressiven. Hä? Das ist doch jetzt eigentlich ein Witz? Leider ist es bitterer Ernst.

Genauso ernst wie ein sechsköpfiges Polizeiaufgebot im Toggenburg, welches die verbrecherischen Bauernkinder mittels Strassensperre stellte. Das Strassenverkehrsgesetz verbietet «nicht landwirtschaftliche Fahrten». Fast am gleichen Tag wurde der St. Galler Bevölkerung mitgeteilt, fünf Polizeiposten im Kanton müssten geschlossen werden, weil die Gesetzeshütenden überarbeitet seien und sich unzählige Überstunden angehäuften hätten. Alarmiert wurde die

Einsatztruppe übrigens von der Schulleitung in Nesslau. Es sei mir erlaubt, an dieser Stelle das Zitat von Hoffmann von Fallersleben einzufügen: «Der grösste Lump im ganzen Land ist und bleibt der Denunziant.» Seit über 20 Jahren fährt in Nesslau die Landjugend am letzten Schultag mit blumengeschmückten Traktoren an der Bildungsstätte vor und läutet mit Glocken (vermutlich Trycheln) die Volksschulzeit aus. Wahrscheinlich nicht nur aus Freude, sich nicht mehr in muffigen Klassenzimmern herumdrücken zu müssen. Vielmehr weil sie der aktuellen pädagogischen Daumenschraube entgangen sind.

Es mag für laktoseintolerante Grossstadtkinder mit chronischem Heuschnupfen ja wichtig und richtig sein, wenn Zwölfjährigen in der Aufklärungsbroschüre des Bundes erklärt wird, was Anal Plugs sind. Und dass man nicht unbedingt das sein muss, was einem von der Natur mitgegeben wurde, und es schon gar nicht bleiben muss. Oder weshalb die Menschheit gerettet ist, wenn es drei verschiedene Toiletten gibt. Auf dem Land brünzlet man ohnehin lieber auf dem Nachhauseweg hinter einen Hochstämmer. Für die Aufklärung reicht es, den Güggel zu beobachten, wenn er vom Misthaufen stolziert, oder einmal zuzusehen, wenn Zuchtmini Waldemar auf die stierige Kuh losgelassen wird. Satire? – Leider ist es bitterernst.

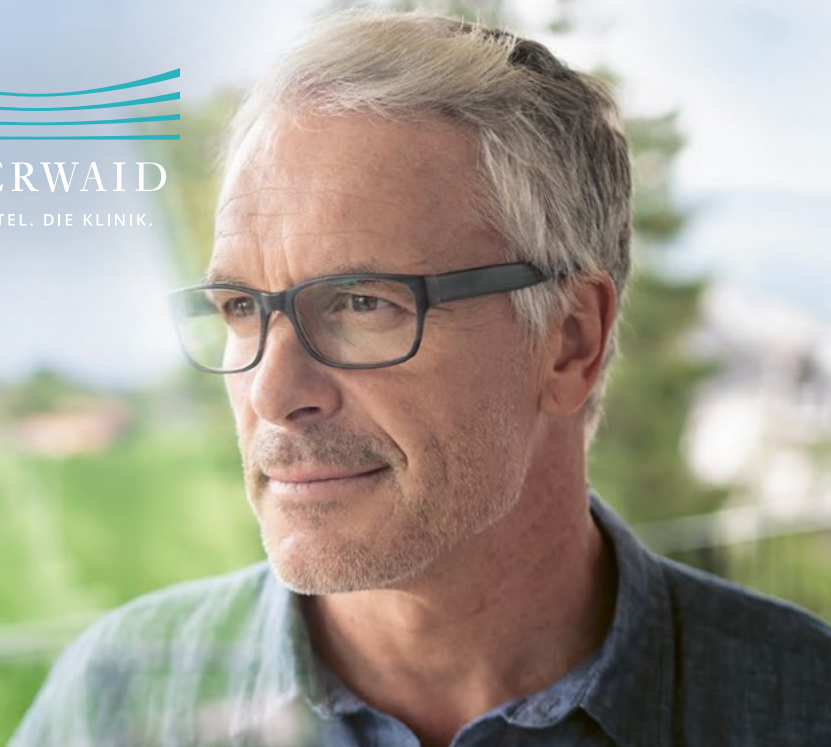
Eigentlich wäre es die Aufgabe der Satire, Abstruses ad absurdum zu führen. Doch das Absurde ist längst Realität. Folglich werden ganz viele Satiriker schon bald arbeitslos werden und ich mit ihnen. Vielleicht hat jemand ein Jobangebot für mich. Was ich besonders gut kann, ist fassungslos den Kopf schütteln.

Cartoons

von Martin Zak



«Burnout-Prävention nach Mass. Die Chance für einen gesunden Perspektivenwechsel.»



Ganzheitliche Gesundheitskonzepte – auch für Ihr Unternehmen

Gerade in herausfordernden Zeiten zeigt sich, wie wichtig eine gesunde Unternehmenskultur sowie die Resilienz am Arbeitsplatz sind. Chronischer Stress und Überforderung sind ernste Gesundheitsrisiken. Mit einem gezielten betrieblichen Gesundheitsmanagement (BGM) können die Belastbarkeit und die Resilienz der Mitarbeitenden gestärkt und somit an zentralen Ursachen krankheitsbedingter Absenzen angesetzt werden. Denn ein starkes Unternehmen braucht gesunde Mitarbeitende.

Nachhaltige Burnout-Prävention

Das geschäftige Leben und anspruchsvolle Jobs gehen vielen Menschen an die Substanz. Stressfolgen wie Schlafstörungen, Gewichtszunahme, sozialer Rückzug, Erschöpfungszustände und Bewegungsmangel treten heute immer häufiger als Vorboten einer sich manifestierenden Krankheit auf. In der Oberwaid packen wir diese Themen an der Wurzel, indem wir Ihnen mit all unserer medizinischen Kompetenz und Erfahrung zu einem gesünderen Lebensstil verhelfen.

Als medizinisches Zentrum für Burnout-Prävention bietet die Oberwaid sowohl für Privatpersonen als auch Unternehmen eine Vielzahl effektiver und massgeschneiderter Programme.

Betriebliches Gesundheitsmanagement

- Coaching und Ausbau einer gesunden Unternehmens- und Selbstführung
- Sensibilisierung der Mitarbeitenden auf Gesundheitsthemen im Alltag und Burnout-Prävention
- Förderung der individuellen Resilienz
- Stärkung gesunden Stressmanagements zur nachhaltigen Burnout-Prävention
- Abwechslungsreiche Führungs- und Teamentwicklungsprogramme

Oberwaid Kur

- Kur zur individuellen Burnout-Prävention bei Stressfolgen und chronischer Überlastung
- Umfassende Situationsanalyse inkl. medizinischem Check-up
- Modernste Medizin kombiniert mit erstklassiger Hotellerie
- Massgeschneidertes Programm dank modularem Aufbau
- Nachhaltig erholter, gesünder, leichter und bewusster leben



Die Ostschweiz liegt in Ihrer Hand.



© Claudio Bäggi / Zero Real Estate

Mit der App von «Die Ostschweiz».



**DIE
OSTSCHWEIZ**

**Jetzt downloaden.
Kostenlos.**

**Weit mehr als «nur» regionale
Nachrichten und Hintergründe.**
Für Smartphones und Tablets.

Der Sonntag ist zurück

Exklusiv für App-Nutzer: «Die Ostschweiz» am Sonntag – eine Fülle von informativen, unterhaltenden Beiträgen.

Ihre eigene Zeitung

Lesenswerte Artikel einfach mit «Speichern» markieren und so eine persönliche Bibliothek anlegen.

Vertiefende Journale

Digitale Fachmagazine zu verschiedenen Themen wie Gastronomie, Start-ups oder wichtigen Events in der Ostschweiz.

Immer informiert

Die Push-Funktion sendet bei wichtigen Ereignissen eine Benachrichtigung. Aber nur dann, wenn es sich für Sie lohnt.

Leserreporter

Ein spektakuläres Bild, einen witzigen Videoclip, eine wichtige Information: Halten auch Sie uns auf dem Laufenden.

